



Das Bürgerhaus  
Wohnen und Arbeiten



Das Bürgerhaus  
Wohnen und Arbeiten





## Vorwort



Geht man durch eine der zahlreichen Altstädte Niederösterreichs, so begegnet man einer Vielzahl von Bürgerhäusern, die den Orten ihr typisches Aussehen verleihen. In der vielseitigen Gestaltung der Häuser steckt ein hohes Maß an Individualität, doch lässt sich eine Gemeinsamkeit festmachen: der Typus des Bürgerhauses.

Die vorliegende 60. Ausgabe der Broschüre „Denkmalpflege in Niederösterreich“ befasst sich daher ausführlich mit dem Bautypus des Bürgerhauses in den niederösterreichischen Städten und Märkten. Die Grundidee des Bürgerhauses war stets, dass Wohnen und Arbeiten in einem Gebäude stattfinden. Untersucht werden in diesem Band die geschichtlichen Grundlagen des Bürgertums und die kunsthistorische Entwicklung der Fassadengestaltungen, der Innenausstattung sowie der Wohnkultur des Bürgerhauses. Ergänzend dazu werden neueste archäologische Erkenntnisse präsentiert.

Die Grundidee des Bürgerhauses, Wohnen und Arbeiten an einem Ort zu vereinen, ist heute wieder sehr gefragt. Man denke nur an den Trend zum „Homeoffice“. Auch aus diesem Grund macht es sich bezahlt, sich mit der schon fast vergessenen Bauaufgabe der Verbindung von Wohnen und Arbeiten zu befassen. Diese wird wohl künftig wieder mehr an Bedeutung gewinnen. Jedenfalls lohnt es sich, die historischen Bürgerhäuser in den Fokus zu rücken, sie zu erhalten, sich ihrer sorgsam anzunehmen und vor allem sie zu nutzen!

Ich hoffe, die vorliegende Broschüre dient Ihnen als Inspiration. Ebenso lade ich alle Leserinnen und Leser ein, mit einem aufmerksamen Blick auf die vielen Bürgerhäuser durch die historischen Städte und Märkte Niederösterreichs zu gehen – Sie werden sehen, es lohnt sich!

A handwritten signature in blue ink that reads "J. Mikl-Leitner". The signature is written in a cursive, flowing style.

**Johanna Mikl-Leitner**  
Landeshauptfrau von Niederösterreich

# Das Bürgerhaus Wohnen und Arbeiten

## Editorial

Wohnen und Arbeiten an einem gemeinsamen Ort ist ein gesuchtes Ideal des modernen Menschen. Das Bürgerhaus mit seinem historischen Nutzungsmix von Handwerk im Erdgeschoss, Leben und Wohnen in den Obergeschossen stellt als Haustypologie eine attraktive Vision für das heutige Bauen dar. Die zeitgenössische Architekturpraxis sucht mit Schlagworten wie „Homeoffice“ oder „Coworking-Space“ exakt nach dieser – im Bürgerhaus seit langem existierenden – Mischung aus Alltag und Arbeit, sozialem Miteinander und Repräsentation.

Bürgerhäuser sind Bauwerke hoher Individualität, erprobter Multifunktionalität und einer bemerkenswerten baukünstlerischen Qualität. Ihre Fassadengestaltungen sind von der Suche nach architektonischen Symbolen individueller Repräsentation bestimmt, um Ideale und Innovationswillen der Hausbesitzer in der Gesellschaft manifest werden zu lassen.

Die Fassaden der Bürgerhäuser beeindruckten im Laufe ihrer historischen Entwicklung mit einer enormen Wandlungsfähigkeit und paradoxen Vielfalt. Patrizier eignen sich die Attribute von Adelhäusern an. Italienische Bauhandwerker machen Mitte des 16. Jahrhunderts Dekorationsmotive der italienischen Renaissance modern: Auch niederösterreichische Bürgerhäuser geben sich den Anschein eines italienischen Palazzos.

Die Reformation brachte einen Wandel zu Sgraffito-Schaufassaden, gefolgt von frühbarocker Formenaskese sowie barocker Axialsymmetrie und üppigem Fassadenschmuck: Schmale Häuser aus früheren Epochen wurden zusammengelegt, Schauffassaden vorgeblendet und neue systematisierte Gesamtkompositionen gebildet. Der Rationalismus der Aufklärung veränderte das Gesicht des Bürgerhauses erneut. Der verwendete Baustoff wurde nun pur, karg, echt auf den Fassaden eingesetzt, das Material in seiner Schlichtheit als neues Ideal gesehen. Dem folgte bald wieder ein typologischer Wechsel: Die Nachahmung klassischer Motive wurde wieder modern, die Fassaden wandelten sich erneut ...

Für die im Silicon Valley entstandene Arbeitsform des Coworking steht das physische Zusammensein in gemeinsamen Räumen zwecks Wissensaustausch, Innovation und Weiterbildung im Vordergrund. Das historische Bürgerhaus ist Ausdruck eines solchen Baugedankens. Es ist variantenreiches Anwendungsgebiet des Erprobten in immer neuer Gestalt. Es erzählt von der Aktualität der Geschichte in unserer Gegenwart.

In diesem Sinne  
Christian Knechtel



## Das Bürgerhaus. Wohnen und Arbeiten

### *Martin Scheutz*

Das Bürgerhaus als Einheit von Arbeit,  
Leben und Wohnen in der Neuzeit

6

### *Johann Kräftner*

Das Bürgerhaus in Niederösterreich – Gedanken  
zu einem historischen, aber noch immer  
beherrschenden Bautypus niederösterreichischer  
Märkte und Städte

13

### *Ralph Andraschek-Holzer*

Niederösterreichische Bürgerhäuser  
in alten Ansichten

19

### *Margit Kohlert*

Das Antlitz der Bürgerhäuser prägt die Stadt

23

### *Christoph Tinzl*

Zur Ausstattung des Bürgerhauses

28

### *Ulrich Klein*

Bürgerliche Wohnkultur

33

### *Martina Hinterwallner*

### *Martin Krenn*

Zur ebenen Erde und im ersten Stock  
– Archäologie in Bürgerhäusern

37

### *Patrick Schicht*

Bürgerhäuser in der Bauforschung

41

### Restaurierbeispiel

### *Richard Messner*

### *l-m-architekten*

Phönix aus der Asche – Renngasse 7, Baden

44

### Blick über die Grenzen

### Denkmalpflege International

### *Liviu Gligor*

Zur Sanierung der Altstadt in Sibiu  
(Hermannstadt)

46

### Aktuelles aus der Denkmalpflege in Niederösterreich

50

### Nachruf

Univ.Prof. Dr Werner Kitlitschka 1938–2018

56

### Buchempfehlungen

57

### Ausstellungsempfehlungen

59

### Literaturhinweise

62



# Das Bürgerhaus als Einheit von Arbeit, Leben und Wohnen in der Neuzeit

*Martin Scheutz*

*Mödling, Rathausgasse  
Nr. 6 und Nr. 4, spät-  
mittelalterliche/früh-  
neuzeitliche Häuser-  
zeile, urkundl. 1439  
(Grisailledekor bez.  
1563) bzw. 1447,  
Foto 1970er Jahre*

Der Begriff des Hauses in der Geschichte erweist sich als ein weiter und doch erscheint das Terrain nicht so recht ausgeleuchtet. Der sächsische Verleger des großen frühneuzeitlichen *Universal-Lexicon* Johann Heinrich Zedler (1706–1751) definiert den Kernbegriff einleitend folgendermaßen: „Haus, davon das Wort Haus-Vater, Haus-Genossen herkommt, wird entweder materialiter genommen, so weit es aus Stein, Holz und anderen Materialien zusammen gefügt ist, oder Juridice und civiliter, vor eine Familie und bestelltes Haus-Wesen von unterschiedenen Personen“. In der Verengung

auf Bürgerhaus lässt sich dieses Wort schon in spätmittelalterlichen Quellen, etwa einer Kölner Chronik aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als „burgerhuis“ nachweisen. In der Kunstgeschichte erweist sich das Bürgerhaus als ein feststehender Begriff, der vor allem an den wohlhabenden Reichsstädten und weniger an den vergleichsweise „verhungerten“ (österreichischen) Klein- und Mittelstädten entwickelt wurde. Kunst- und realgeschichtlich definiert war das Bürgerhaus die „[g]eschichtliche Bezeichnung für das städtische Familienwohnhaus mit und ohne Werkstatt, Wirtschafts- oder Geschäftsräumen seit der Bildung des Bürgertums im 12. Jahrhundert bis zum Beginn der neuesten Wohnhausentwicklung Anfang 19. Jahrhundert“ (Adolf Bernt, Bürgerhaus, in: Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte 3). Aus der Sicht der Siedlungsgeographie und der geographischen Baumorphologie lässt sich das auf schmaler Parzelle errichtete Gewerbebürgerhaus vom stärker landwirtschaftlich dominierten Ackerbürgerhaus differenzieren; im Gegensatz dazu standen das Patrizierhaus bzw. das Freihaus.

Die Bürgerhäuser erlebten ab dem Spätmittelalter bedeutsame Umbauten, indem die Häuser aufgestockt, im Inneren umgestaltet und – häufig – durch den Zusammenbau von zwei Häusern zu repräsentativeren Anlagen umgeformt wurden. Durch die Zusammenlegung von zwei mittelalterlichen Häusern entstanden in der Barockzeit fünf- und sechsachsige Bürgerhäuser, die uns heute noch eine Vorstellung von bürgerlichem Besitzstand, von Handel und bürgerlicher Hauswirtschaft vermitteln. Zudem wandelte sich das Material der Bürgerhäuser in der Neuzeit, die Schindeldächer wichen aufgrund der besseren Feuerprävention den Ziegeldächern, die Traufständigkeit der Bürgerhäuser wandelte sich häufig in eine Giebelständigkeit,



auch die Geschosshöhen nahmen – besonders am Beispiel der Residenzstadt Wien kenntlich – deutlich zu.

### Das Haus in seiner Materialität

Das Wort Bürgerhaus zerfällt begrifflich in zwei Bestandteile, neben der Materialität des Hauses erscheint vor allem als rechtliche Voraussetzung das Bürgerrecht zwingend. Grundlegend für das persönlich verliehene Bürgerrecht war die eigene Wohnstatt, wobei abhängig von den rechtlichen Gegebenheiten und der jeweiligen Stadt ein eigenständiges Wohnhaus mit „eigenem Rauch“, ein Stockwerkeigentum oder lediglich ein Haushalt („Haussässigkeit“) darunter verstanden werden konnte. Zudem musste sich der potentielle Bürger eine eigenständige Existenz durch Arbeits- oder Handelstätigkeit („bürgerliche Hantierung“) schaffen. Der gute Leumund, die eheliche Abstammung

und die Verehelichung waren weiters wichtige Voraussetzung für eine Aufnahme zum Bürger.

Erst der Hausbesitz eröffnete für die Menschen der Vormoderne die Möglichkeit zu heiraten, folglich blieben große Teile der europäischen Bevölkerung von der Ehe und damit der legalen Ausübung von Sexualität wie der Reproduktion ausgeschlossen. Mit dem Einsetzen der Gegenreformation erwiesen sich zudem der Beichtzettel und damit die Zugehörigkeit zur „altgläubigen“ Kirche als weiteres wichtiges Zugangskriterium zum Bürgerbegriff im österreichischen Raum. Das verliehene Bürgerrecht begründete dann die politische Teilhabe (aktives und passives Wahlrecht) und gliederte den Bürger in den Nachbarschaftsverband, in das Stadtviertel und in die städtische Kirchengemeinde ein. Zusätzlich besaßen die Bürger auch das Recht auf eine Aufnahme im Bürgerspital als Teil bürgerlicher Alters- und Krankenversorgung. Verpflichtend für den Bürger war die Steuerleistung, die Teilnahme am Wachdienst und an der Selbstverwaltung der Stadt, aber auch die Verpflichtung zur Verteidigung der Stadt (damit implizit die Fähigkeit Waffen sachgerecht zu führen und die Teilnahme am regelmäßigen Schießen).

Nähert man sich dem Bürgerhaus auf der materiellen, häuslichen Ebene an, so lassen sich verschiedene Typen unterscheiden. Vorausschickend erwähnt werden soll auch, dass Bürgerhäuser meist aneinander, in durchgehenden Häuserzeilen, gebaut wurden, mitunter finden sich aus Gründen der Wasserableitung, aber auch aus Brandschutzgründen kleine „Reichen“ zwischen den Häusern, die neuerlich häufig verbaut wurden. In einer kunstgeschichtlichen Näherungsweise an das Thema unterschied man das oberdeutsche, meist giebelstndige Zweifeuer- und Sllerhaus vom norddeutschen Einfeuer-Dielenhaus; ab dem 14. Jahrhundert entwickelte sich dann der oberdeutsche Stuben- und Stockwerksbau. Das oberdeutsche, aus Holz- und Fachwerk bzw. Stein errichtete Zweifeuer-/Sllerhaus war in mehrere, nahezu gleichwertige Räume unterteilt, die neben- und übereinander angeordnet waren. Zudem fanden sich zwei Herdstellen im

*Langenlois,  
Kornplatz Nrn. 4–6,  
im Kern 16. Jh.,  
Fassaden 18. Jh.,  
Foto 1970er Jahre*





*St. Pölten,  
Wienerstraße 1/Krem-  
sergasse Nr. 2, Apotheke  
zum Goldenen Löwen:  
Kern 16. Jh., Apotheke  
seit 1706, Barockisie-  
rung durch J. Mung-  
genast 2. Viertel des  
18. Jhs.,  
Foto 1930er Jahre*

Haus: Neben dem Herdraum für Werkstatt und Küche gab es eine eigene Ofenstube; das häufig auch unterkellerte, mit großem Tor (Einfahrtshalle) versehene Erdgeschoss war der Werkstatt bzw. dem Laden gewidmet, während sich die Wohnräume meist darüber befanden. Die Nebenbauten im Hof setzte man meist vom Haupthaus ab und verband den Hoftrakt mit Arkadenhöfen in Holz- oder in Steinwerk.

Das niederdeutsche, seit dem Hochmittelalter mit Backsteinen errichtete Bürgerhaus entstand in Fortführung der nordwesteuropäischen Hallenhäuser, wobei die Diele/Halle als großer Einraum

im Regelfall eine beachtliche Raumhöhe aufwies und in ihr Wohn- und Arbeitsbereich (anders als im oberdeutschen Bürgerhaus) kombiniert wurde. Im Regelfall ebenerdig angelegt, gab es nur eine Feuerstelle/einen Herd, welcher der Arbeit und dem Kochen diente; ab dem Hochmittelalter stockte man auch diesen Einraum nach oberdeutschem Vorbild allmählich auf und errichtete Speichergeschosse wie Schlafräume über der Diele. Der Hof wurde allmählich überbaut und direkt an das Haus angeschlossen.

Neben diesen beiden, sich in der Neuzeit weiterentwickelnden Grundtypen lassen sich noch, abhängig vom wirtschaftlichen Stand der Bewohner, Groß- und Kleinbürgerhäuser, aber auch ab dem Spätmittelalter Miethäuser nachweisen – das Bürgerrecht einer Stadt bedingte vor allem in größeren Städten nicht unbedingt Hauseigentum.

#### **Das Haus als Ort der Familie und der Hausfrieden**

Das Haus lässt sich aber nicht nur in materiellem Sinne, sondern auch in rechtlichem und metaphorischem Sinn verstehen. Die Hausmetapher war nicht nur im Adel – man denke an das Haus Österreich, das Haus Liechtenstein oder das Haus Harrach –, sondern auch im Bürgertum wichtig und stand im Idealfall für Familienehre, wirtschaftliche Prosperität und Stabilität. Der Begriff des Hauses wurde in seiner historischen Dimension als „ganzes Haus“ (nach einem Begriff von Wilhelm Heinrich Riehl, 1823–1897) verstanden, das sowohl die aus zwei Generationen bestehende Kernfamilie als auch die Blutsverwandten, das Gesinde und andere Inwohner des Hauses umfasste und dem der „Hausvater“ vorstand. In einer historischen Interpretation bedeutet das „Haus“ bis weit ins 18. Jahrhundert nach unserem Verständnis „Familie“, erst mit der Aufklärung setzte sich dann das französische Lehnwort „Familie“ durch. „Das alteuropäische Haus ist der Sitz von Herrschaft, das Organisationsprinzip der Wirtschaft [„oikos“/ Hauswirtschaft] und die Grundlage der Gesellschaft“ (Peter Blickle, *Das Alte Europa vom Hochmittelalter bis zur Moderne*, München 2008).





*Eggenburg, Hauptplatz  
1–4, Reihe von Bürgerhäusern an der Südseite, Nrn. 1 und 2 mit Sgraffitofassaden (2. Hälfte 16. Jh., mehrfach restauriert) und Fassaden des 17. und 18. Jhs. (Nr. 3 Kern 1. Hälfte 16. Jh., Fassade um 1730; Nr. 4 Kern 14./15. Jh., Fassade 3. Viertel 17. Jh.),  
Foto Ende 1970er Jahre*

Der Verlust eines Hauses wurde denn auch von den Zeitgenossen als eine Art sozialer Tod eines Bürgers und als Verlust der bürgerlichen Ehre verstanden. Viele Stadtratsprotokolle berichten von abgehausten Bürgern, die mit dem Haus auch ihren bürgerlichen Status und wohl auch ihre Kreditfähigkeit verloren. Viele in wirtschaftliche Nöte gelangte Bürger wehrten sich daher vehement, wenn der „Failzettel“ als Vorbote der öffentlichen Zwangsversteigerung an das Haus angeschlagen wurde. Ein verschuldeter Scheibbser Bäckermeister bat beispielsweise zu Beginn des Jahres 1720 den Marktrat inständig um die Stundung seiner Steuerschulden, woraufhin der Marktrat widerstrebend einwilligte, allerdings unter der Auflage, dass der Bäckermeister „schuldt lengsten biß Jänner abführen [soll], alß in widrigen nach verstreichung dises

termin in nicht-zu-haltung fahl die behausung ex offo fail gebothen und dem plus offerenti verkauft werden solle“ (Stadtarchiv Scheibbs, Marktgerichtsprotokoll 1720, fol. 39r). Zwei Jahre später, 1722, war es dann aber doch soweit, das stark überschuldete Bürgerhaus wurde an den Sohn veräußert, der formal mit dem Kauf des stark belasteten Hauses ein schweres Erbe antrat.

Das Haus verstand sich in einer sozialgeschichtlichen Interpretation als eine Einheit von unterschiedlichen sozialen Funktionen wie Familie, Heirat/Ehe, Reproduktion, Kindererziehung, Altersversorgung und Tod auf der einen Seite und andererseits als Bündelung ökonomischer und administrativer Funktionen. Das Haus ist in diesem Sinne nicht nur als Grundeinheit der Verwaltung, sondern auch als sich selbst versorgende Einheit zu sehen, die einen Überschuss erwirtschaften musste, um als selbstständige Grundeinheit in der Stadt überleben zu können. Noch heute spricht man bekanntlich vom Staatshaushalt und stellt damit den „oikos“ des Hauses in den Mittelpunkt. Zeitgenossen sprachen dem Haus ab dem Spätmittelalter auch eine eigene „Hausnotdurft“/einen „Hausbrauch“ zu – das sich als Lebewesen verstehende Haus besaß abhängig von der Größe des Hauses eine Beteiligung an der land- und forstwirtschaftlichen Nutzfläche der Stadt, um sich angemessen versorgen zu können. Die Bewohner eines bürgerlichen Stadthauses durften zur Abdeckung der „Hausnotdurft“ vor dem Beginn des eigentlichen Marktes bestimmte Produkte zu gesenkten Preisen einkaufen, bevor der öffentlich zugängliche Wochenmarkt begann.

Das spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Haus stand also für eine wechselseitige Einheit von Arbeit, Wohnung und Lebenspraxis. Erst mit der beginnenden Industrialisierung löste sich diese Trias auf, indem sich das Arbeiten in den neu entstandenen Manufakturen und Fabriken, in den Kaufhäusern und Handelsfirmen sowie in der anwachsenden Bürokratie immer mehr vom Bereich des Hauses löste.

In rechtlicher Hinsicht stand der Hausvater bzw. die Hausmutter dem Haus vor, wobei





*Asparn an der Zaya  
Nr. 120, Gasthaus,  
Ende 17. Jh.,  
Foto 1970er Jahre*

sich die Arbeitsbereiche im Haus nach männlichen und weiblichen Arbeitsbereich grob unterteilen lassen: Der Mann versah das Handwerk oder den Handel, die Frau war tendenziell für Haushalt und Familie zuständig; in der Praxis verschwammen diese Bereiche jedoch. Der Hausvater versah die patriarchalische Herrschaft über seine Ehefrau, das Hauspaar wiederum übte elterliche Herrschaft über die Kinder aus und gebot gemeinsam über das Gesinde. Die Wände des Hauses, die Schwelle der Tür und die Einhegung des Hausgrundes schieden die Hausbewohner rechtlich von den anderen Bewohnern der Stadt und schufen eine besondere Gemeinschaft, einen besonderen Friedensbezirk („Hausfrieden“) – im Haus sollte Friede herrschen; Hausmauern und -türen sollten vor dem

Vordringen des Staates und der Stadtobrigkeit ins Haus schützen, ebenso vor Durchsuchungen und Festnahmen.

Das Haus schützte den Bürger durch seine Immunität. Dennoch war der Hausvater den Zugriffen der städtischen und landesfürstlichen Obrigkeiten ab der Frühneuzeit nicht enthoben, wie beispielsweise an den Fällen des „üblen Hausens“ oder der „üblen Wirtschaft“, also des öffentlich ruchbar gewordenen Streits im Haus zwischen Eheleuten, deutlich wird. Der Zwettler Stadtrat tolerierte beispielsweise bis zu einem gewissen Grad das Züchtigungsrecht der Hausväter gegenüber deren Frauen, doch versuchte der Rat, schlagende Ehemänner mit ihren vor dem Stadtgericht klagenden Frauen gütlich zu vergleichen, um die Ordnung des Hauses wieder herzustellen. Der Zwettler Stadtrat erlegte 1672 deshalb einem Hausvater „alles ernsts“ auf, seine Frau nicht mehr zu schlagen, andernfalls „solle er [der Hausvater] nit mehr vor ainen burger erkhendt“ (Stadtarchiv Zwettl, Gerichtbuch, fol. 10v; 27. Oktober 1672), sondern von seinem bürgerlichen Haus abgestiftet werden. Der frühneuzeitliche Staat und hier vor allem die Gerichte mit dem entstehenden Gewaltmonopol des Staates versuchten verstärkt in das bürgerliche Haus hineinzuregieren und waren damit langfristig erfolgreich.

### **Die Markierung des Hauses in der Stadt – das Haus als Zeichen**

Heute weitgehend verschwunden, gehörten die Hausmarken und die Hauszeichen zu den gängigsten Symbolen, die das Haus, seine Rechtsstellung und seine Wirtschaftlichkeit für Fremde und Einheimische nach außen hin symbolisierten. Hauszeichen, aber auch Familien- und Amts-Wappen, Sgraffito-Darstellungen (etwa mit Alters-Allegorien, Altertreppen), Erker, verzierte Fenster stellten einen visuellen Pakt von Betrachter und Haus her, der Betrachter konnte sein stadtkonographisches Wissen auf das jeweilige Haus beziehen und damit auf die Bewohnerschaft des Hauses rückschließen. Der Judenburger Kaufmann und Eisenhändler Clemens Körbler (um 1500–1565/70) trug in sein



Handelsbuch bzw. „Journal“ zwischen 1526 und 1547 über 80 Hausmarken seiner Geschäftsverbindungen aus dem österreichischen, aber auch dem Tiroler (Brixen, Bruneck) und süddeutschen Raum (Antwerpen, Augsburg, Memmingen, München, Nürnberg) ein. Vor dem Aufkommen der Straßennamen kam den sowohl mobilen als auch immobilien Besitz kennzeichnenden Hausmarken wichtige wegweisende Funktion zu. Diese geometrischen bzw. linearen Zeichen, die sich auch auf Siegeln oder Handelswaren finden, wurden über dem Hauseingang in Stein eingemeißelt, neben linearen Zeichen fand sich hierbei häufig der Anfangsbuchstabe des Inhabernamens, mitunter auch ein Symbol für den Beruf wie etwa die Wolfsangel, der Krähfuß oder der Merkurstab, wobei der

Formgebung dieser Zeichen wegen des Einmeißelns materielle Grenzen gesetzt waren.

Vor dem Aufkommen der verbindlichen Hausnummern strukturierten die aus Holz oder Metall gefertigten Häuserzeichen religiösen oder weltlichen Inhalts weithin sichtbar die Straßen, Ladenschilder kamen dann vor allem im 19. Jahrhundert etwa in Wien auf. Diese Hauszeichen schufen für die Zeitgenossen Navigationspunkte und halfen Wissen über Lokalisierungen zu speichern. Das älteste Adress-/Postbuch der Stadt Wien stammt vom Käsestecher und kaiserlichen Postamtsbriefträger Johann Jordan (1665–1738) aus dem Jahr 1701. Darin finden sich 1.072 Gebäude und 891 Namen von adeligen, kirchlichen und bürgerlichen Hausbesitzern und Handwerkern der Haupt- und Residenzstadt Wien verzeichnet. In diesem als Neujahrsgabe gedruckten Adressbuch sind auch 366 Hausnamen verzeichnet. 77 Angaben beziehen sich auf Tiere, acht auf Fabelwesen, 19 auf Pflanzen und Früchte, 23 Angaben lassen einen beruflichen Hintergrund und zehn eine kirchliche Motive erkennen. Bei 95 Hausnamen, die wohl auf damals allgemein bekannte Wissensbestände rekurrierten, standen konkret fassbare Personen und bei 26 kirchliche Besitzer (etwa Klöster) im Hintergrund, einige lassen spezifische Heilige (13 Angaben), Himmelskörper (acht Angaben) oder eine besondere Heraldik (fünf Angaben) erkennen.

Hauszeichen waren allerdings nicht unbedingt selbsterklärend und konnten Anlass zu Missdeutungen geben. So prangt am Judenburger „Hotel Post“ am Erker des Hauses eine rund 60 cm hohe Figur eines bärtigen, wohl einen „Wilden Mann“ oder einen Baumeister darstellenden Erkerträgers. Diese zwischen 1540 und 1550 anlässlich der Zusammenlegung der beiden Häuser durch den reichen Judenburger Wein- und Viehhändler Ruprecht Ambring angebrachte Figur stellte entweder den Hausherrn oder aber typologisch eine frühneuzeitliche Helmzierfigur dar. Dieses Hauszeichen an einem repräsentativen Bürgerhaus wurde aber im Laufe der Jahrhunderte, nachgewiesen ab dem 19. Jahrhundert, als eine steinerne

*Krems an der Donau,  
Obere Landstraße,  
Bebauung meist 16. Jh.,  
Fassaden 18.–20. Jh.,  
Foto 1970er Jahre*



Judenfigur interpretiert, der Hausname dieses prächtigen Bürgerhauses lautete „Jud am Eck“. Die Hauszeichen, die nach 1771 allmählich den Hausnummern wichen, wurden mitunter auch umgedeutet: So hieß ein Haus am Pfarrplatz in Baden aufgrund seines auch im Sommer nicht versiegenden Brunnes „Zum Sommerbrunnen“. Als 1860 das Hauszeichen/-schild dann neu gestaltet wurde, verstand man den ursprünglichen Hausnamen nicht mehr und der Schildermaler machte daraus ein Haus „Zum Sonnenbrunnen“.



### Die „Häuslichkeit“ der Vormoderne

Das Haus, und hier vor allem das städtische Bürgerhaus, versteht sich als soziales Ordnungsmodell, als ökonomische und rechtliche Grundeinheit der Vormoderne, es war gleichzeitig nach außen hin geschlossen und offen. Nicht nur das Leben der Familie, die „Hauswirtschaft“ und die städtische Ökonomie verfügten hier über „den“ Ort, sondern auch der Haushaltsvorstand als Steuerzahler, als Stützpfiler der städtischen Verteidigung, als politischer Funktionsträger, als „religiöser“ Mensch und als Wähler von Stadtrichter und Bürgermeister hatte in dieser stabilen Hülle aus Stein, Ziegel und Holz „den“ Sitz im Leben. Zeitgenossen kannten den Wert der Häuser und schätzten deren Bewohner in ihrer Wirtschaftskraft und ihrem politischen Gewicht nach den bewohnten Häusern ein. Diese bürgerliche „Häuslichkeit“, die rechtlichen Stand und kulturelles Kapital verband, prägte das 19. und frühe 20. Jahrhundert, wie auch ein berühmter Lübecker wusste. „Man saß im ‚Landschaftszimmer‘, im ersten Stockwerk des weitläufigen alten Hauses in der Mengstraße, das die Firma Johann Buddenbrock vor einiger Zeit käuflich erworben hatte und das die Familie noch nicht lange bewohnte.“ Das Haus war die Visitenkarte der Firma und der Familie, aber auch der Wirtschaftskraft.

*Dürnstein an der Donau, Blick in die Hauptstraße mit der großteils traufständigen Bebauung mit Winzer- und Ackerbürgerhäusern, Ende 15./16. Jh., Foto um 1900*

# Das Bürgerhaus in Niederösterreich

## Gedanken zu einem historischen, aber noch immer beherrschenden Bautypus niederösterreichischer Märkte und Städte

*Johann Kräftner*

Bauern- und Bürgerhäuser bestimmen auch heute noch nach umfassenden Eingriffen des 19., 20. und 21. Jahrhunderts die Baukultur der niederösterreichischen Dörfer, Märkte und Städte. Dem Wandel, der sich in den letzten eineinhalb Jahrhunderten vollzogen hat, liegen durchgreifende gesellschaftliche Veränderungen zugrunde, die zu einer vollkommenen Neuerung der Nutzungsansprüche geführt haben. Trotzdem bilden diese Bautypen als prägender Bestandteil unserer Kulturlandschaften noch immer den grundlegenden Gegenstand der Auseinandersetzung mit historischer Baukultur. Umso erstaunlicher ist in diesem Zusammenhang, dass sich das Standardinventar der Denkmalpflege, die Bände des *Dehio*, in ihren Einleitungen zwar mit den Typen bäuerlicher Baukultur auseinandersetzen, nicht aber mit den äquivalenten städtischen Bauformen, offenbar

weil sie das Interesse der Typenforscher viel weniger wecken konnten. Ob dieser Umstand damit zusammenhängt, dass das Bemühen der historischen Hausforschung vor allem dem Aufspüren und Festhalten „altartiger“ Bauformen, im Feld des Bürgerhauses weitestgehend verschwunden, gewidmet war und nicht deren weiter entwickelten Ausformungen, wäre zu diskutieren.

Im *Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte* definiert Adolf Berndt in seinem Artikel *Bürgerhaus* diesen Bautypus als „das städtische Familienwohnhaus mit oder ohne Werkstatt, Wirtschafts- oder Geschäftsräumen seit der Bildung des Bürgertums im 12. Jahrhundert bis zur neuesten Wohnhausentwicklung Anfang des 19. Jahrhunderts.“

Das Bürgerhaus ist also das Haus, in dem am Beginn der Entwicklung eine Familie ihr Zuhause findet, die dort lebt und auch ihren Geschäften

*Krems an der Donau,  
Blick vom Hohen  
Markt in die Margare-  
thenstraße, im Hinter-  
grund die Pfarrkirche,  
mittelalterliche Bebau-  
ung mit Fassaden des  
16. Jhs.,  
Foto Bruno Reiffenstein,  
1920er Jahre*







*Mödling, Hauptstraße  
Nr. 83, Ackerbürger-  
haus 2. Hälfte 16. Jh.,  
Blick in die Hofarka-  
den, Foto 1990er Jahre*

nachgeht. Im Erdgeschoss wird produziert, gelagert sowie verkauft, von dort geht es in die oberen Geschosse mit weiteren Lager-, Produktions- und vor allem den Wohnräumen der Familie. Trotz aller Brüche am Ende dieser langen Epoche entstehen dem Typus des Bürgerhauses zuzuordnende Ausformungen entgegen Berndts Definition auch noch im gesamten 19. und 20. Jahrhundert, wie schöne und originelle Beispiele in den Städten Niederösterreichs belegen können.

Aus heutiger Sicht bildet das Bürgerhaus eine fast ideale Form der Behausung, bei dem durch die Einheit von Wohn- und Betriebsstätte eine optimale Durchmischung urbaner Lebensformen verwirklicht und dadurch das Element lokalen Verkehrs weitestgehend vermieden werden konnte. Es steht im diametralen Gegensatz zu den vom Funktionalismus des 20. Jahrhunderts gepredigten Lebensformen, die die strikte Trennung von Wohnen und Arbeiten gefordert haben und damit den Verkehr als neue lokale Größenordnung heraufbeschworen. Den Gipfelpunkt dieser Ideen bilden

zweifelsohne die von diesem Gedanken geprägten Wohnmaschinen Le Corbusiers, die das Thema funktionaler Trennung geradezu pervertierten.

Wie schon in der dörflichen Baukultur kommt es auch in der städtischen Besiedlung zur Entwicklung typenhafter Bauformen, die von der Parzellenstruktur ihren Ausgang nehmen. Diese Parzellenstruktur bildet das langlebigste Element der historischen Entwicklung überhaupt und kann nur mit besonderem Aufwand überwunden werden, um der Genese neuer, größerer Bautypen Platz zu geben. In diesem Entwicklungsprozess spielen neben den sich im Laufe der Zeit ändernden wirtschaftlich-funktionellen Bedürfnissen von außen kommende Einflüsse, Wohn- und Repräsentationsvorstellungen der Obrigkeit, architekturtheoretische Werke, direkte Einflussnahmen wie Bauordnungen, Bestimmungen zur Verbesserungen der Feuersicherheit, Bestimmungen und Verordnungen zur Verschönerung des Stadtbildes eine zweite ganz elementare Rolle. Das Spannungsfeld zwischen historischer Parzelle, der Abdeckung der grundlegenden funktionellen Anforderungen und der Umsetzung eines leistbaren Repräsentationswillens formt das vielfältige Erscheinungsbild des Bauens in den Städten.

Das lange Weiterwirken präurbaner bäuerlicher Wirtschaftsformen führte mit wenigen Ausnahmen zu einer direkten Verwandtschaft zwischen Bauern- und Bürgerhaus, wenn auch nicht alle uns heute geläufigen Typen des Bürgerhauses auf in die Städte eingewanderte und modifizierte bäuerliche Bautypen zurückzuführen sind. Diese Verwandtschaft zeigt sich bei den in Ostösterreich planmäßig gegründeten Platzstädten, die dem identen kolonisatorischen Impetus entspringen, vor allem in den Parzellenstrukturen wie auch in der Grundrissentwicklung. Der wesentliche Unterschied der von geschlossenen Hauswänden umgebenen städtischen Plätze zu den Angerplätzen der dörflichen Besiedlungen liegt erstaunlicherweise nicht in den Dimensionen, sondern darin, dass bei den Angern der Dörfer die Schmalseiten in der Regel frei von Bebauung bleiben und offen in die Landschaft übergehen. Diese Offenheit ist bei der befestigten



Stadtanlage undenkbar, der städtische Platz ist ein fest umgrenztes Geviert, während der Dorfanger an seinen Enden für die weitere Entwicklung offenbleibt.

Eine weitere Parallelität zwischen dem oberdeutschen (süddeutschen) Bauern- und Bürgerhaus besteht in seiner additiven Entwicklung, das heißt in der Genese aus einzelnen, locker aneinander gekoppelten Funktionsteilen; dadurch unterscheidet es sich ganz wesentlich vom norddeutschen *Einraumbaus* mit seiner doppelgeschossigen voluminösen Diele als Zentrum des Hauses.

Die größte Affinität zum Bauernhaus besitzt das *Ackerbürgerhaus*, das die Struktur vor allem in kleinen Landstädten zur Gänze bzw. in den Randbereichen größerer Städte bestimmt. Von seiner funktionellen Struktur her ist es in der Regel nicht für die Landwirtschaft im Allgemeinen, sondern für ganz spezifische Betriebsformen wie beispielsweise den Weinbau bestimmt. Vor allem zur Blütezeit dieser im 17. Jahrhundert in Niederösterreich besonders florierenden Wirtschaftsform entstanden dort Arkadenhöfe gewaltiger Dimensionen. Diese Lesehöfe bestimmen in der Wachau und im Weinviertel sowohl in Städten wie Langenlois, Pulkau oder Retz wie auch in den großen Märkten wie Röschitz das Ortsbild. Vorbilder waren die

Schlossbauten der Zeit wie auch die Lesehöfe der Klöster, die nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine architektonische Vorbildfunktion ausübten, eine der wesentlichen Grundlagen für die Genese bäuerlicher wie bürgerlicher Bautypen und -formen. Diese Vorbildfunktion öffentlicher Bautätigkeit funktioniert heute nicht mehr, eine der wesentlichen Ursachen für das Chaos heutiger Baukultur.

Auf wesentlich engeren Grundrissen in den dichten städtischen Geweben des Mittelalters musste sich das *Handwerkerhaus* entfalten. Das Erdgeschoss wird hier immer von dem sprichwörtlichen „Gewölbe“, das der Produktion, der Lagerung und dem Verkauf der Waren vorbehalten bleibt, eingenommen. Hier ist wohl der Einfluss eines Bautyps der Oberschicht, des Saalgeschossbaues, der auf den spätkarolingischen Typus der Aula zurückzuführen ist, spürbar. Dieser Raum wird durch eine von Außenmauer zu Außenmauer reichende Wölbung bzw. durch die in den Obergeschossen auf diesen Feuermauern lagernde Tramdecke überspannt. Von diesem Gewölbe kann ein Flur, der in die Tiefe des Hauses führt, abgeteilt sein. Hier befindet sich auch, durch eine Falltüre verdeckt, der Abgang in den Keller, der in manchen Fällen auch von der Straße oder von den dem Haus im Erdgeschoss vorgelagerten Arkaden erfolgte.

Wohnräume waren bei diesen Handwerkerhäusern im Erdgeschoss nicht vorhanden, oft zogen sich die Betriebsräume aber auch ins erste Obergeschoss. Räume, die sich in den Höfen nach hinten anschlossen, wurden seit der Gotik durch Arkaden verbunden. Auf diese Hoflauben, die oft mehrere Geschosse einnahmen, konzentrierte sich dann vor allem in der Renaissance der architektonische Aufwand.

Die grenzübergreifende Internationalität dieses Handwerkerhauses als Bautypus wurde bereits im 19. Jahrhundert erkannt. Frühe, in Cluny erhaltene Steinbauten aus dem 13. Jahrhundert besitzen ähnliche Grundriss- bzw. Fassadenstrukturen, wie sie auch bei böhmischen, mährischen und ostösterreichischen Ausbildungen existieren.

*Retz, Hauptplatz  
Nr. 13, Hof eines großen Lesehofes mit Hofarkaden, Mitte 16. Jh., heute ersetzt durch Neubau von 1897 mit neobarockem Fassadendekor,  
Foto um 1900*



Gmünd,  
 Stadtplatz Nr. 31 und  
 Nr. 33, ursprünglich  
 spätgotische  
 Giebelhäuser, um  
 1570 Schauffassaden  
 mit Sgraffitodekor  
 vorgeblendet,  
 Foto 1980er Jahre

Ein gemeinsames Merkmal sind die Arkaden und Lauben an der Straße, die aneinandergerückt halb-öffentliche sonnen- und regengeschützte Durchgänge bzw. Lager- und Verkaufsräume boten. Ihr Ursprung liegt in den in das Haus hineingerückten Verbindungswegen bzw. in nachträglich vor- oder überbauten Gewerbelauben. Ihre regionale Verbreitung verläuft von Frankreich über die Schweiz und Südtirol bis zum Inntal, sie erfasst mit der Ostkolonisation der geplanten Befestigungsstädte des 13. Jahrhunderts auch Böhmen, Mähren und Teile Ostösterreichs und endet in den Kolonisationsgebieten des Deutschen Ordens in Schlesien weit im Osten.

Von den oft große Monumentalität und durch die Parzellenstruktur häufig große Gebäudetiefen erreichenden Formen des Handwerkerhauses unterscheidet sich das *Kleinbürgerhaus*, das zwar mit diesem denselben typologischen Ursprung besitzt, aber dessen Großzügigkeit schon deshalb nicht erreichen konnte, weil es oft auf extrem

schmalen Parzellen errichtet wurde. Die vorhin erwähnten prächtigen Arkadenhöfe blieben hier schmale, dunkle Lichtschächte. In ihnen endete ein wesentliches Merkmal des mitteleuropäischen Bürgerhauses, die Ausbildung als Hofhaus, in einer Sackgasse.

Alle bisher erwähnten Typen wurden an Größe und Prachtentfaltung durch das *Patrizierhaus* reicher Händler und Kaufleute übertroffen. Verfolgt man diesen Typus auf seine Ursprünge zurück, landet man beim steinernen Saalgeschossbau wie auch beim Turmhaus des 12. und 13. Jahrhunderts, damals eine gesamteuropäische Erscheinung. Im Süden Europas sind uns die Beispiele in Bologna oder San Gimignano geläufig, im Norden existieren sie noch in Regensburg oder in Nürnberg. Erfüllten diese Anlagen in Oberitalien primär militärisch-defensive Zwecke, so herrschte bei den Türmen des Regensburger Patriziates wohl schon eindeutig der Repräsentationsgedanke vor.

Hauptkennzeichen des Saalgeschossbaues ist der namensgebende Raum im ersten Obergeschoss, der sich an der Fassade durch eine Reihe sorgfältig durchgebildeter Fenster abzeichnet. Diese Saalgeschossbauten mit Kellern zur Lagerung von Vorräten, Erdgeschosshallen, die als Magazine und Verkaufsräume Verwendung fanden, und den Repräsentationsräumen der Obergeschosse tauchten schon im 13. Jahrhundert auf. Sie waren von Beginn an massiv und trutzig gebaut und entwickelten bereits zur Zeit der Gotik durch ihre noblen Giebelfassaden, insbesondere aber in der Renaissance durch prächtige Schauffassaden, die barocke Entwicklungen vorwegnahmen, besondern Reichtum. Oft zinnenbekrönte Fassaden mit skulpturalem Dekor, später auch reichem Stuckdekor, dominierten die Häuserfronten. Dahinter verbargen sich aufwendig gewölbte Erdgeschossräume und prächtig ausgestattete Handels- und Wohnräume mit reich geschnitzten oder bemalten Holzbalken- und später Stuckdecken. Der enge, von der Halle abgetrennte Gang des Erdgeschosses, der beim Handwerkerhaus auch die Treppe aufnehmen musste, wurde – ermöglicht durch die größeren Parzellenbreiten – zur geräumigen Durchfahrt



*St. Peter in der  
Au, Blick in den  
Marktplatz,  
Foto um 1900*



verbreitert, die auch Fuhrwerken die Einfahrt in den Hof ermöglichte. Die Treppe führte nicht mehr einläufig und steil ins Obergeschoss, sondern wurde als Wendeltreppe, oft auch schon als mehrläufige Treppe als architektonisches Gestaltungselement zelebriert. In der Barockzeit übernahm dieser Bautypus den in den Palais des Adels inszenierten Prunk, wenn auch in bescheideneren Formen. Endgültig festgeschrieben wurde dieser Bautypus in den Architekturtraktaten der Zeit, in denen das große Kaufmannshaus fester Bestandteil war: Wie immer eigentlich hinkt auch hier die Architekturtheorie der tatsächlichen Entwicklung nach.

Im Inneren der Häuser hoben sich von den hohen Repräsentationsgeschossen der Besitzer ganz deutlich die Wohnungen der Bediensteten wie der auch immer bedeutender werdenden Mieter ab, die entweder in den Obergeschossen, in den Dachböden oder in den Hintertrakten gelegen waren, die sich immer mehr in die Tiefe entwickelten. Die auch mit dem Anwachsen der Bediensteten steigende Zahl der Bewohner führte dazu, möglichst tiefe Parzellen zu erwerben, die von zwei Seiten belichtbar und oft durch mehrere Höfe unterteilt waren. Es entstanden Häuser mit Durchfahren

zwischen zwei Straßenzügen, bei denen man sich das komplizierte Umkehren der Wagen ersparen konnte. Endpunkt der Entwicklung waren Häuser auf breiten Parzellen, die die Verlegung des Hauseingangs und des Hofes in die Mitte und damit symmetrische Fassaden und Grundrisse mit zwei Seitentrakten ermöglichten. Damit geht auch eine elementare Änderung der Grundrisstruktur einher, das Haus dreht sich vom giebel- zum traufständigen: Die Deckenbalken spannen sich nicht mehr zwischen den die Parzellengrenzen einnehmenden Feuermauern zum linken und rechten Nachbarn, sondern über eine die oft gewaltigen Tiefen des Vordertraktes unterteilende Mittel(Kamin) Mauer von der Fassade zum Hof hin. Die Mauern zu den Nachbarn sind als tragende Wände obsolet und werden oft nur mehr als dünne Brandwände ausgebildet.

Die Drehung der tragenden Wände und die Ausbildung einer Mittelmauer – beides ermöglichte erst die Großzügigkeit der Grundrissentfaltung – sind vor allem für Neubauten des 18. Jahrhunderts charakteristisch, die sich nicht mehr in die Tiefe, sondern nach der Breite zu entwickeln trachteten. Dieser einschneidende typologische Eingriff in der



langen Geschichte des Bürgerhauses bereitete seit dem 19. Jahrhundert den Typus des Miethauses als Spekulationsobjekt vor. Nach der glanzvollen Epoche des Barock, neben der Gotik die zweite für die Entwicklung des Bürgerhauses wesentliche Phase, kündigt sich mit dem Klassizismus, dem Biedermeier und der nachfolgenden Epoche des Historismus auch schon sehr schnell das Ende einer der großen Bauaufgaben im städtischen Bereich an. Das Handwerk und das Bürgertum als Träger dieses Bautypus wurden durch rationellere Arbeitsweisen, kostengünstigere Produktionsmethoden und gänzlich andere Vertriebsmethoden der Waren unter Druck gesetzt, das Miethaus wie auch das Arbeiterwohnhaus (die Nadelburg bei Wiener Neustadt wurde ab 1756 errichtet) bildeten zukunftsträchtige Lösungsansätze.

Heinrich Ferstel unternahm mit Rudolf Eitelberger mit der Schrift *Das bürgerliche Wohnhaus und das Wiener Zinshaus* 1860 einen letzten Versuch, das alte Bürgerhaus noch einmal zu propagieren. Er konzipierte ein Haus für einen „mittleren“ Geschäftsmann oder Handwerker zum

Wohnen und zur Ausübung seines Berufes als Gegenmodell zu den gerade in Planung befindlichen Miethäusern der Wiener Ringstraßenperiode. Entsprechend den Ideen des Historismus, dem Bauwerk das architektonische Gesicht der Blütezeit des jeweiligen Bautypus zu geben, zeichnet er das Haus in gemäßigt gotischen Formen. Sein Versuch einer Stadterweiterung mit Häusern, die sich ein Bürger leisten können sollte, wo er wohnt, arbeitet und auch noch vermietet, scheiterte, wie wir wissen. Damals blieb der Typus des monumentalen Wohnblocks siegreich, der die Idee des Bürgerhauses endgültig Geschichte werden ließ.

Nur mehr einige Ausreißer, wenn wir etwa an das Stöhr-Haus in St. Pölten denken, das der Primar Herrmann Stöhr 1899 für sich, seine Familie und einige Mieter von Geschäftslokalen durch den Architekten Joseph Maria Olbrich in St. Pölten errichten ließ, können davon Zeugnis ablegen.

*Mautern an der Donau,  
Kremserstraße Nr. 9,  
ursprünglich Schule,  
später zum Wohnhaus  
adaptiert, 2. Hälfte  
16. Jh. bis 1839,  
Foto 1920er Jahre*



# Niederösterreichische Bürgerhäuser in alten Ansichten

*Ralph Andraschek-  
Holzer*

Unser Bundesland ist seit dem mittleren 17. Jahrhundert sehr schön via Bild dokumentierbar. Unter den frühen Kupferstichen, Gemälden und Aquarellen finden sich zahlreiche Ansichten von Städten und Märkten, Dörfern und Schlössern, Klöstern und Kirchen; die Motivpalette ist scheinbar groß, und nur wenig bleibt unberücksichtigt – darunter jedoch leider die Bürgerhäuser.

Gewiss wurden diese schon in der Barockzeit bildlich dargestellt, in der Regel jedoch nur im Rahmen von Gesamtansichten. Da drängen sich auf manchem Stich eines Georg M. Vischer oder Matthäus Merian Bürgerhäuser als uniform dargestellte Masse namenloser Bauten rund um bekannte Kirchen, Herrschaftssitze und Palais;

für die Forschung liefern solche Abbildungen naturgemäß wenig Material.

Etwas besser gestaltet sich die Situation für das 18. Jahrhundert: So kann man auf großformatigen Stichen von Stadt und Kloster Melk Bürgerhäuser auch identifizieren; die Verlässlichkeit solcher Ansichten kann sogar noch anhand bestehender Bauten überprüft werden. Das waren jedoch Ausnahmen, die auf besonderen Auftragsituationen beruhten; eigene Ansichten von Bürgerhäusern blieben weiterhin aus.

Erst im frühen 19. Jahrhundert änderte sich die Lage. Erstmals wurden Ansichten städtischer Hauptplätze geschaffen, wie eine 1829 für die „Kirchliche Topografie“ angefertigte Korneuburg-Lithografie beweist. Zwischen Nikolauskirche und



*Korneuburg,  
Hauptplatz, 1829*





*Philipp Krippel: Groß-Siegharts, Haus Hauptplatz 6*

*[?] Preissberger: Schwechat, Wiener Straße, 1850*



Rathaus erheben sich schüchtern Bürgerhäuser, die vom Publikum erstmals aus der Nähe betrachtet werden konnten; Thema waren sie jedoch nicht: Die Monumentalbauten boten den Anlass für die Produktion solcher Bilder und blieben weiterhin bestimmend.

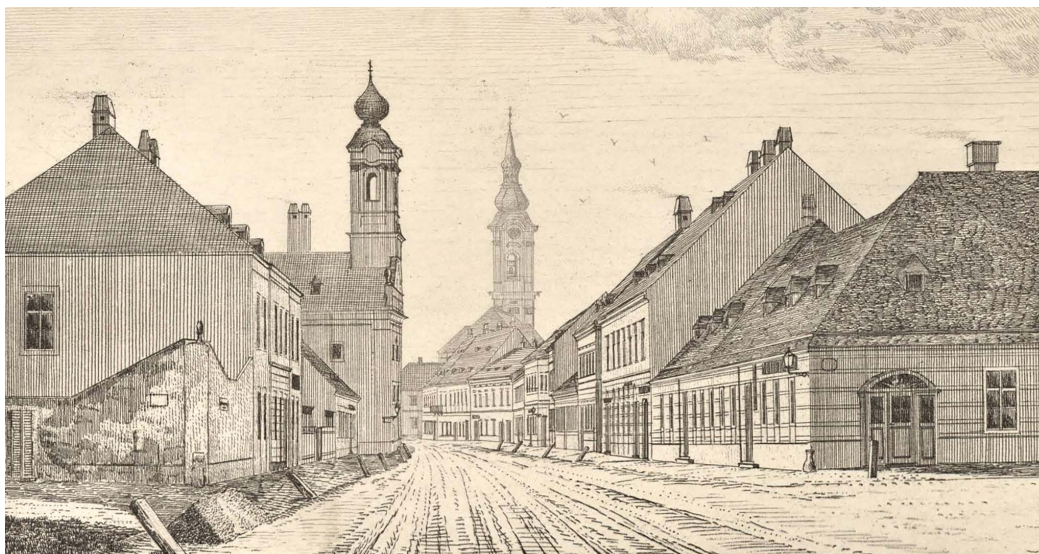
Etwa zur selben Zeit, um 1820, entstand eine Ansicht des Krippel-Hauses in Groß-Siegharts, Hauptplatz 6. Protagonisten der Familie Krippel waren als Kaufleute zu Vermögen gekommen und initiierten die Abbildung ihres prunkvollen Wohnhauses. Wenn wir mit diesem Blatt endlich eine der lange vermissten Hausansichten in Händen halten, müssen wir unsere Freude jedoch ein wenig zähmen. Denn es handelt sich mehr um ein Palais als um ein Bürgerhaus, weshalb diese Ansicht eher manchen Kupferstichen Wiener Adelspaläste vergleichbar erscheint. Der imposante Eindruck, den dieser Prachtbau erweckt, wird durch Größenunterschiede zu anderen Häusern der Marktsiedlung unterstrichen: Die Komposition dieser Ansicht als „Straßenbild“ – keineswegs zufällig – fordert entsprechende Vergleiche geradezu heraus.

Dieses Bild zeigt, welchen Hindernissen die Ansichtsforschung sich gegenübersehen kann: Fällt es auf mancher zeitgleichen Abbildung schwer, bürgerliche Architekturen von bäuerlichen zu unterscheiden, hat man es hier gleichsam mit dem anderen Ende der Skala zu tun und fragt sich, wann noch von einem Bürgerhaus und schon von einem Adelsitz zu sprechen wäre. Dennoch: Diese Ansicht eines repräsentativen Kaufmannshauses mag man als eine der ersten ihrer Art in Niederösterreich verbuchen, so einzigartig sie in vieler Hinsicht auch geblieben ist.

Gewiss warten hervorragend im Bild dokumentierte Nobelorte wie Baden bei Wien mit zahlreichen Ansichten von Bürgerhäusern auf, die sogar demselben Zeithorizont angehören. Doch gelten leider wiederum Einschränkungen: Auch hier handelt es sich vielfach um palaisartige Bauten; auch hier ist eine besondere Situation gegeben, die auf Aristokraten sowie Unternehmer abzielt und selten auf „Bürger“ im Sinn moderner mittelständischer Gruppenzugehörigkeit.



Josef Schaumann:  
Stockerau, Hauptstraße,  
ca. 1875



Um 1850 aquarellierte ein gewisser Preissberger die Schwechater Wiener Straße. Sein Bild zeigt links den Gasthof „Zur weißen Rose“, Wienerstraße 26, also ein durchaus bürgerliches Haus, welches sich durch seine prominente Lage an einem wichtigen Verkehrsweg auszeichnete. Nun sind Bauten wie dieses Gasthaus, der rechts anschließende Posthof und die den Bildrand begrenzende Dreifaltigkeitskirche keine einfachen Handwerker- oder gar Arbeiterhäuser, weshalb auch für die „weiße Rose“ dasselbe gilt wie für die erwähnten Korneuburger Häuser: Solche Architekturen blieben Teile eines primär durch wahrzeichenhaft wirkende Monumentalbauten geprägten Bezugssystems.

Ähnlich verhält es sich mit den von Josef Schaumann um 1875 angefertigten Radierungen zum Thema Stockerau, deren eine etliche an der Hauptstraße gelegene Bürgerhäuser vor Augen führt. Auch hier dominieren ähnlich wie in Preissbergers Schwechater Straßenbild die Monumentalbauten, hier St. Sebastian bzw. die Stadtpfarrkirche. Die Bürgerhäuser bestimmen Schaumanns Komposition zahlenmäßig, galten jedoch kaum als eigens bildwürdig.

Eine echte Trendwende ist erst gegen 1900 zu bemerken. Zwar pflegte man eher besondere Bauten im Bild festzuhalten, immerhin aber oft

solche, die tatsächlich „Bürgern“ in unserem Sinn gehörten. Das berühmte „Stöhr“-Haus in St. Pölten, Kremser Gasse 41, wurde gleich nach seiner Erbauung durch Josef M. Olbrich im Jahr 1899 fotografiert. Dies geschah nicht etwa für rein private Zwecke des Eigentümers, Prim. Dr. Herman Stöhr, sondern in Form von Ansichtskarten.

Die Kombination aus bildungsbürgerlichem Bauherrn, namhaftem Architekten und lokalem Fotografen – Vinzenz Höfinger – sorgte für die Propagierung eines auf der Höhe seiner Zeit befindlichen Bauwerks und damit wohl auch für die stolze Besiegelung eines bestimmten sozialen Phänomens: der endgültig vollzogenen Emanzipation des Bürgertums als Träger von Kultur und Fortschritt.

Etwa zeitgleich entstanden auch die ersten bildlichen Einblicke in das Innere solcher Häuser. Der rührige Künstler Hans Götzinger war Wiener, darf aber ruhig als Bildporträtist Eggenburgs im frühen 20. Jahrhundert gelten; sein Einblick in das Gewölbe des Gamerith'schen Kaufhauses (Grätzl 2) ist ein frühes Beispiel seiner Art. Zeichnungen wie diese waren zu ihrer Zeit freilich selten; erst die inflationär anwachsende Bildproduktion des fortschreitenden 20. Jahrhunderts hat uns zahlreiche Ansichten von Innenräumen bürgerlicher Häuser beschert.

Dies betrifft allerdings meist den (hier ausgesparten) privaten Bereich.

Dieser Beitrag wollte vor allem skizzieren, wie mühselig und spät sich Ansichten niederösterreichischer Bürgerhäuser einen Platz im Reigen bildwürdiger Motive erobern konnten. Gewiss wurden vor 1800 auch andere Einzelbauten nicht gerade massenhaft abgebildet, dann jedoch eher Schlösser und Kirchen als Häuser von Menschen, die weder Adelige noch Geistliche waren. Erst im 19. Jahrhundert änderte sich die Situation: Einzelne – wenn auch repräsentative – Bauten fanden ihren Weg auf Aquarellpapier, und um 1900 brüsteten sich bürgerliche Bauherren mit ihren innovativen Wohnsitzen, die sie auch durch das neue Medium Bildpostkarte weit hin propagierten. Damals ging die soziale mit der motivlichen Emanzipation einher; seit damals rangieren Ansichten von Bürgerhäusern rangmäßig gleichauf mit Aufnahmen bis dahin bevorzugter Monumentalbauten.



*Vinzenz Höfinger:  
St. Pölten,  
Haus Kremser Gasse 41,  
ca. 1900  
(oben)*

*Hans Götzing:  
Eggenburg,  
Haus Grätzl 2,  
frühes 20. Jh.  
(unten)*





# Das Antlitz der Bürgerhäuser prägt die Stadt

*Margit Kohlert*

*Niemand baut für sich allein. Jeder, der baut, baut die Welt der anderen mit.* Dieser mehrere Jahrzehnte alte Titel einer Broschüre über das Ortsbild betrifft vorwiegend die Fassaden einer Stadt, die gemeinsam Schönheit, Würde und Ansehen des gebauten Ambientes einer städtischen Gemeinschaft bilden.

Die Schauseite eines Hauses wendet sich an alle Menschen einer Stadt. Sie stellt sich deren Urteil über schön oder geschmacklos, modern oder altbacken, bemerkenswert oder schlicht, eitel oder würdevoll. Im Laufe der Geschichte führten Geschmackswandel, Moden, aber auch Ideologien und Weltanschauungen zu den unterschiedlichsten Formgebungen dieser Schauseiten. Heute sind die Fassaden einer Stadt unter anderem Gegenstand der Stilkunstgeschichte.

*Herzogenburg, Kremser Straße 5, spätmittelalterliche Fassade*



Aus der Zeit der frühen Städte in Niederösterreich stammen die ältesten erhaltenen bzw. wiedergewonnenen Fassaden des 13. Jahrhunderts. Das Haus des Kremser Stadtrichters Gozzo besetzt nicht nur einen prominenten Bauplatz in hoher Lage an einer Wegkreuzung, es bringt auch mit seiner Loggia mit offenen Arkadenbögen im Erdgeschoss, den Biforien-Saalfenstern im Obergeschoss und vier (heute nicht mehr erhaltenen) Türmen den modernen Palaststil der Frühgotik in die landesfürstliche Stadt. Gozzo hatte unter den Bürgern auf Grund seines Richteramtes eine besonders angesehene Stellung. Sein Haus war auch Amtssitz und zeigt, wie sich Patrizier die Attribute von Adelhäusern aneigneten.

Zahlreiche niederösterreichische Städte wurden dank des wirtschaftlichen Aufschwungs im 15. und 16. Jahrhundert stark aus- und überbaut. Deswegen sind kaum mehr vollständige Fassaden des Hochmittelalters erhalten. Im Zuge von Fassadenrestaurierungen kamen in den letzten Jahrzehnten Teile hochmittelalterlicher Gestaltungen mit Steinteilen wie Portal- oder Fensterrahmungen, Nischen mit Maßwerk zu Tage, die uns auch in ihrem überlieferten Fragmenten eine Vorstellung der ursprünglichen Gestaltung geben. In Klosterneuburg und Hainburg konnten Fassadenbereiche mit Blendnischen freigelegt werden, die uns das repräsentative Bürgerhaus des Mittelalters überliefern. Am Klosterneuburger Rathausplatz umfasst ein flacher breiter Stichbogen drei halbhohe, schmale Gewände, die in Dreipässen („Nonnenköpfe“) enden. Am Klosterneuburger Stadtplatz ist über jüngeren Fensteröffnungen eine Reihe des oberen Abschlusses von fünf spitzbogigen Nischen angeordnet, die teilweise Maßwerkdreipässe enthalten.

Diese Häuser gehörten der Oberschicht, dem Patriziat, Amtsträgern oder reichen Handelsleuten.

Retz Hauptplatz 2,  
Verderberhaus,  
Fassade im veneziani-  
schen Renaissancestil



Häuser von als Handwerker tätigen Bürgern haben weniger repräsentative Komponenten. Charakteristisch ist ihren Fassaden, dass sie im Wesentlichen das Bauinnere widerspiegeln und von außen kein architektonisches System erkennen lassen, bei dem die Teile untereinander oder zum Ganzen in einem bestimmten Verhältnis stehen. Fast ausschließlich handelt es sich um Putzfassaden, deren Schmuckformen sich auf einzelne Bauteile wie Tore, Fensterahmen oder Gesimse beschränken. Einfache Gliederungen, meist Eckquaderungen, können in den Fassadenputz geritzt oder aufgemalt werden, um so ein technisches Struktursystem des Bauwerks an der Fassadenoberfläche zu verdeutlichen.

Im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit stieg die Einwohnerzahl der Städte schnell an, und innerhalb der befestigten Stadtmauern verdichtete man die Verbauung durch Aufstockungen und Zubauten. Es zeigte sich nun die wirtschaftliche Prosperität Niederösterreichs auch durch die reich und vielfältig ausgeschmückten Fassaden der Bürgerhäuser. Die Dekorationen wurden frei komponiert, einzelne Partien der Wand durch ihren Schmuck hervorgehoben. Dabei handelt es sich um

architektonische und plastische Details wie Zierzinnen, Prunkfenster oder flächigen Schmuck wie Eckquader, Putzmodellierung und vieles mehr. Die Fassaden wurden bunter, kontrastreicher. Dazu stießen malerische Effekte: Der Dekor beschränkt sich nicht mehr auf gemalte Fugen oder Eckquader. Häufig finden sich bunte, auch schwarze Fensterrahmen, Ranken- und Blumenmotive in den Flächen neben Ortsteinmalerei.

Die Fensteröffnungen wurden zu Beginn der Neuzeit dank verfügbarer Verglasung größer, und besonders bemerkenswert ist das Element der Erker: Diese vorkragenden Bauteile sind die ideale Lösung, um den Wohnraum zu erweitern, den Lichteinfall zu erhöhen, Ausblick in die engen Gassen und ein auffälliges Gestaltungselement in den Fassaden zu schaffen. Sie sind bevorzugter Anbringungsort von Schmuck. Ihre Fenstergewände übertreffen häufig die der übrigen Fenster durch auffallende Ausbildung der Detailformen und durch dekorative Ornamentik, Reliefs oder Malerei füllen oft die Brüstung.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts sind in Niederösterreich italienische Baumeister nachweisbar, vor allem im Kirchen- und Festungsbau. Mit



Mautern,  
St. Pöltnerstraße 15,  
Feldlehenhof,  
Fassade um 1700



ihnen bringen Bauhandwerker die aktuellen Dekorationsmotive der italienischen Renaissance mit. In der Folge kam in Niederösterreich eine Mode auf, die die Absicht verfolgte, die Wirkung der Bürgerhäuser zu steigern, ihnen den Anschein eines italienischen Palazzos zu geben. Das äußerte sich in der Errichtung venezianischer Zinnen oder vergleichbarer spielerisch wirkender Aufbauten aus Ziegelmauerwerk. In den Städten Niederösterreichs kann aber von einer echten *italianità* nicht gesprochen werden, es handelt sich um attraktiven Zierat, dem eine Leichtigkeit und gewisse Eleganz innewohnt. Die kompositorischen Qualitäten italienischer Architektur der Renaissance finden keinen Eingang in den doch etwas provinziellen städtischen Wohnbau der frühen Neuzeit.

Eine Sonderstellung nehmen die im nördlichen Niederösterreich und den angrenzenden Gebieten vorkommenden „gemalten“ Fassaden in Sgraffitotechnik ein. In Folge der gesellschaftlichen und religiösen Umwälzungen entwickelte sich ein meist protestantisches Bürgertum, das von der öffentlichen Belehrungssucht der Reformatoren geprägt war. Mit dekorativen und figürlichen

Elementen ließ es die Fassaden vollständig und systematisch gestalten. Die dabei angewendete Kratzputz-(Sgraffito-)Technik – ein dunkler Grobputz, mit hellem Feinputz überzogen, aus dem man die Zeichnung herauskratzt und so ein an Graphik erinnerndes hell-dunkel gehaltenes Bild erzielt – hat im Gegensatz zur reinen Malerei als pigmentierter Anstrich eine deutlich bessere Haltbarkeit.

Es entstanden Schauffassaden, die zur Gänze mit Scheinquadern überzogen sind, die auch eine verfeinerte Diamentierung mimen kann. Oder es überspannen dichte Bilder mit Figuren und szenischen Darstellungen die gesamte Fassadenfläche. Diese Technik bedient sich vielfach graphischer Bildvorlagen unterschiedlichster Themen, die dann in ein über die gesamte Fläche gespanntes Raster gesetzt werden und erlauben, darin wie in Büchern zu lesen. Der bürgerliche Auftraggeber schätzte das allgemein Verständliche, Moralisierende, Symbolhafte, und so wurden biblische Gleichnisse, Tierfabeln, Darstellungen antiker Herrscher und Helden etc. abgebildet. Um die Klarheit und Eindeutigkeit der dargestellten Themen sicherzustellen, ergänzen Sprüche und Inschriften die Abbildungen.

Die Sgraffito-Schaufassaden mit ihrem didaktischen Anspruch entstanden in einer kurzen Zeitspanne, das älteste 1547, und in den 1580er Jahren endet diese Gestaltungsform bereits. Aufgrund ihrer Vielfalt und Ikonographie sind sie ein interessantes Phänomen, in dem die Fassade als reiner Bildträger dient und sich die Gestaltung teilweise weit von jeder architektonischen Bindung löst.

In der Phase des Frühbarock erscheinen die Fassaden der Bürgerhäuser überwiegend schlicht, fast asketisch instrumentiert, die überwiegend glatten Wandflächen tragen flache Gurtbänder zwischen den Geschossen und eine geputzte, flache Scheinquaderung an den Hauskanten. Die Sparsamkeit in der Gestaltung ist auffällig und kann – fragt man nach den Umständen dieser Periode – möglicherweise auf die instabile Zeit mit Seuchen und Kriegen zurückgeführt werden.

Erst nach dem Ende der Türkengefahr 1683 begann die Bürgerschaft, neue Ansprüche zu stellen. Im Barock wurde es üblich, die Fensterachsen symmetrisch anzuordnen. Die stark oder schlicht geschmückte Fassade früherer Epochen wurde zu einer einheitlich systematisierten Gesamtkomposition. Von elementarer Bedeutung für die Formgebung wurde die Axialsymmetrie, teilweise mit hervorgehobenen Risaliten, und

*St. Pölten,  
Riemerplatz 2,  
Plattenstilfassade*



Säulenordnungen als Gestaltungsmittel. Wo – verbreitet durch Säulenbücher und die Schriften Vitruvs – ganze Fassaden von unten auf mit Ordnungen versehen wurden, wurde jedoch meistens nicht einmal eine fiktive Statik, sondern nur eine schöne Wandaufteilung angestrebt.

Glatte Wandflächen erfuhren eine Belebung durch samtene Oberflächen in Form von Rieselputz, aufgelegte Putzrahmen, Medaillons, pilastergroße Faschenbänder, deren Wirkung durch Farbefekte verstärkt wurde. Wand und Gliederungssystem traten in spannungsvollen Kontrast zueinander. Vielfach wurden in der Barockzeit mehrere schmale Häuser zusammengelegt und symmetrische Schauffassaden vorgeblendet, womit eine stattliche imposante Wirkung erzielt werden kann. Am bürgerlichen Neubau beobachtet man nun häufiger, dass sich die Innenstruktur in der Fassadengestaltung widerspiegelt. Mittels Dekor kennzeichnete man das repräsentative Wohngeschoss. An vielen Beispielen zeigt sich der übermächtige Einfluss der feudalen Architektur auf die bürgerliche.

Den josefinischen Plattenstil, der um 1780 zur Mode wurde, kennzeichnet eine Verhärtung der Formen. Auf der Putzoberfläche liegen gerade, profillose Felder, die einfarbigen Anstriche sind hell und lassen die Schichten der strengen Fassade im Licht- und Schattenspiel erscheinen. Fassadengestaltungen zeigen dann im 19. Jahrhundert ein außerordentlich vielschichtiges Bild. Die starke Zunahme der Bevölkerung, Stadtbrände und wirtschaftliche Umwälzungen führten zu umfangreichem Baugeschehen. In Niederösterreich überzog weiter das Haus mit gemischter Nutzung, Gewerbebetrieb im Erd- und Wohnung im Obergeschoss, wie es schon seit dem Mittelalter üblich war. Mit dem Materialpurismus und dem Rationalismus der Aufklärung wurden Begriffe wie „Lüge“ und „Verfälschung“ auf die geputzten und bemalten Fassaden angewandt und damit die Material-sichtigen Fassaden als Ideal angestrebt. Barocker Schmuck wurde im Zuge von Restaurierungen entfernt und die ideale Schlichtheit mit kargem Schmuck angestrebt. Oft wirken diese Fassaden recht streng. Später überwogen Nachahmungen schon einmal



erfundener Motive, wenn sie auch zu neuen Zwecken neu komponiert wurden. Das Formenrepertoire von Gotik, Renaissance und Barock wurde mit kunstgeschichtlicher Sachkenntnis ausgeschöpft, wobei die klassizistische Grundkomponente überwog, und erreichte ein hohes künstlerisches Niveau. Es finden sich noch etliche weitgehend geschlossene und ungestört erhaltene Zonen historistischer Wohnbauten in Niederösterreich, in denen die Baulichkeiten aufeinander abgestimmt sind. Daneben entstanden liebevolle Schöpfungen in den traditionsbezogenen Formen des Heimatstils.

Der Jugendstil ist in bedeutenden Fassaden überliefert, von denen einige, wie das Haus Stöhr in St. Pölten, von unverwechselbarer Individualität sind. Das geschlossenste und künstlerisch bedeutendste Ensemble von Wohnbauten des beginnenden 20. Jahrhunderts befindet sich in der Franz-Keim-Gasse in Brunn am Gebirge. Schlicht in Putzschnitttechnik gestaltete Fassaden wechseln sich mit reicheren, flächig instrumentierten ab, die gemeinsam einen herausragenden secessionistischen Straßenzug bilden. Gesellschaftliche Umwälzungen im weiteren 20. Jahrhundert führten zu einem Erlöschen der traditionellen Bauaufgabe Bürgerhaus in den Städten.

Alle diese Fassadengestaltungen hatten zum Ziel, die Selbstdarstellung und das Prestigebewusstsein ihrer Bauherrn auszudrücken. Die Hausbesitzer konkurrierten miteinander, um ihren Rang in der Gesellschaft nach außen bestmöglich darzustellen – selbst wenn das Innere des Hauses nicht mehr den hohen Ansprüchen gerecht wurde. Damit sind die Fassaden in unseren Städten Abbild des Geltungsbedürfnisses der bürgerlichen Gesellschaft. Zugleich aber beeinflussen sie bis heute das Wohlbefinden der Bewohner der Stadt und geben Zeugnis von der praktisch-ästhetischen Einstellung einer Bürgerschaft durch die Zeiten.



St. Pölten, Kremsergasse 41, Konsensplan für das Haus Stöhr, Joseph Maria Olbrich, 1899

## Zur Ausstattung des Bürgerhauses

*Christoph Tinzl*

*So sind die bewßer gemalet, also das sie innen und außen scheinen, wo du in eins jeden hauß eingeest, so mainest du seyst in eins fürsten wonung komen*

Wie das von Hartmann Schedel 1493 beschriebene Wien müssen es farbenprächtige



Städte gewesen sein, die vom Mittelalter an bis ins beginnende 20. Jahrhundert erbaut wurden. Einen Abglanz davon mag heute das Göglhaus am Täglichen Markt in Krems geben, dessen Fassadenmalerei des 16. Jahrhunderts in reduzierter Form überdauert hat und Grundmotive bildnerischen Gestaltens im städtischen Umfeld zeigt: gemalte Architekturillusionen, Wappenkartuschen, figürliche Szenen mit biblischem Hintergrund, Rollwerkdekor.

Architektonisch markant geprägt sind die Städte von öffentlichen Bauten wie Kirchen und Klöster, Stadtburgen, Adelspalästen und Rathäusern, wobei man sich mit letztgenanntem Bautypus bereits in die Sphäre des Bürgerlichen bewegt, hin zu der Vielzahl an Eigentümern unterschiedlichster Profession und damit auch vielgestaltiger Bürger-Häuser, die das Gros städtischer Bebauung ausmachen. Es ist jener Stand, der, in der sozialen Schichtung von Adel, Klerus und Bauern, nicht oben, nicht unten steht, meist beschränkt in seinen finanziellen Mitteln, der jeweils eigene Formen von Repräsentation finden musste.

Wenig eignet sich mehr, dem Wunsch nach Selbstdarstellung zu entsprechen, als sich durch „sein Haus“ in seiner Umgebung auszudrücken. Grundformen sind durch die Bauparzelle, städtische Bestimmungen, bautechnische Einschränkungen, stilistische Entwicklungen sowie praktische Überlegungen wie das nordische Klima mit seinen kalten Wintern vorgegeben, nicht jedoch

*Am Schürerplatz in Krems-Stein konnte im Zuge eines neuerlichen Umbaus über einer gleichfalls gemalten Lambris eine Bankettszene, wohl aus dem späten 16. Jh. stammend, freigelegt werden.*





*Im Verfall zeigt sich der technische Aufbau einer Putzschnittdecke: Verbretterung, Schilfrohmatten als Verputzträger, darauf die unterschiedlichen Verputzniveaus sind in einem Haus in Bacharnsdorf zu sehen; wenigstens ist die Stromleitung aufputz verlegt.*

die Instrumentierung, die Ausformulierung von Details, die „Ausstattung“ als großer Überbegriff von Differenzierung und Individualisierung: aufgehendes Mauer- und Dachwerk einschließlich seiner Deckung, Gewölbe und Flachdecken, Böden im Wohnbereich, Pflaster in Innenhöfen, überall dort kann Gestalterisches vor sich gehen. Stein, Ziegel, Verputze auf der Basis von Kalkmörteln, seltener in Niederösterreich auch von Lehm, sind Grundmaterialien, wie auch Holz, das neben seiner Verwendung als raumüberspannende Deckenkonstruktion oder im Dachwerk verbaut, zur wärmenden Verkleidung von Steinbauten wird: Blockwerkstuben, von denen sich kaum welche erhalten haben; die beheizbare Rückzugsstube im mittelalterlichen Dachstuhl von St. Vitus in Edlitz ist ein rares Beispiel. Leichter durch die Zeit gerettet haben sich die kleineren Alkoven (Bettischen) in Bauernhäusern, dazu hölzerne Zwischenwände, weiters Lambris und damit hölzerne Verkleidungen der feucht-kalten Mauern bis auf etwa Sitzhöhe hochgezogen, wie sie sich noch in Gaststuben und Kirchenräumen erhalten haben: Sie alle dienten dem Zweck, im rauen Klima Nordeuropas besser überleben zu können und waren durch Schnitzereien oder Farbfassungen leicht zu dekorieren.

(Bau)-Keramik, etwa in Form von Bodenfliesen und Öfen, aber auch als glasiertes Deckungsmaterial ermöglichte zum einen das Legen von Farbmustern, zum anderen vermittelte sie durch ihre Reflexion im Zugehen auf die Stadt an Sommertagen ein Gleißeln und damit Pracht. Ähnlich Glas, ungestaltet als leicht grünliches Waldglas in Butzen, später auch in größeren Scheiben in den charakteristisch zarten Holzrahmen handwerklicher Fenster verbaut und damit Teil der gesamten Raumschale, zum anderen aber in wohlhabenden Kreisen natürlich auch in Form von Glasmalereien, etwa Wappenkartuschen oder Heiligendarstellungen, beauftragt und eingesetzt jedoch wohl vergleichsweise selten im bürgerlichen Umfeld; zumindest hat sich kaum etwas davon erhalten.

Stein findet nicht nur im Bruchsteinmauerwerk als vergleichsweise billiges, weil meist lokal verfügbares Baumaterial Verwendung. Als Säule, Pfeiler oder Konsole ist Granit, Kalk-, Kalksand- oder reiner Sandstein das Ausgangsmaterial für dauerhafte Architektur. Die farblichen Spielarten österreichischer Denkmalgesteine, von dunklem Grau und kühlem Rot über alle Formen von Gelblich bis hin zu Weiß, des Öfteren zudem mit Farbfassung, sind dabei stets auch als wichtiger ästhetischer Bestandteil der jeweiligen Hausausstattung zu sehen. Und auch hier ist der jeweilige gestalterische Höhepunkt die plastisch ausgearbeitete Skulptur oder, häufiger im bürgerlichen Kontext, ein Relief, wie in der Obere Landstraße 2 in Krems versetzt, was sich an und in Fassaden, Erkern, Arkaden, Höfen oder Gängen findet. Reiche Steinbildwerke haben sich überwiegend als prächtige Portalrahmungen, die seit dem 12. Jahrhundert mit Höhepunkten in Renaissance und Barock den Häusern Orientierung gaben, erhalten: Das Stadthaus des Richters Gozzo, die heutige Gozzoburg, hält dafür Beispiele bereit, nur wenig entfernt, in Kremsstein, ist als weiteres Beispiel unter vielen in Niederösterreich ein figürliches Renaissanceportal mit zwei Löwen, Edelmann und Wappen durch die Zeit gekommen.

Putzschnitte, durch geringeren Materialaufbau eingetiefte Flächen im Deckenspiegel, die



*Ranken, in der Renaissance beliebt, bilden mitunter den dekorativen Flächengrund zu figurativen Bildmotiven, wie in der Badener Rengasse, wo sich Florales zu einer knienden Frau verdichtet.*



mitunter weiter farblich oder durch Stuckantrag ausgestaltet waren, stellen beliebte Gestaltungselemente des 18. und 19. Jahrhunderts dar. Neben architektonisch gliedernden Grundstrukturen, wie Gesimszügen oder Kassettierungen, lässt sich figürlicher Stuck als End- und Höhepunkt der gestalterischen Ausformulierung von Verputzoberflächen am und im Bürgerhaus sehen. Frühe Fliesen mit plastischen Motiven konnten von Archäologen wiederum in der Gozzoburg gefunden werden. Glasurmalerei und Reliefs machten vom 16. bis zum 18. Jahrhundert aus manchen Kachelöfen reinste Kunstwerke, die zudem ihre wärmende Funktion voll erfüllten.

Neuerer zu sein, ist nur wenigen gegeben, man orientiert sich auch bei den Ausstattungen an anderen. Zumindest darin sind sich Adel, Klerus und Bürger gleich. Anregungen kommen von außen, geografisch wie auch im Hinschieln auf sozial höher oder schlicht besser gestellte Gruppen. Die „Cavaliersreise“ aristokratischer Söhne führte zu einem Ausstattungstransfer, insbesondere Italien mit seinem Anschauungsmaterial hielt für Fassadengestaltungen in Wandmalerei und Sgraffitotechnik Anregendes bereit. Anders als beim Adel wurden meist lokale Kräfte für die Umsetzung herangezogen: Die Dekorationen am Großen

Sgraffittohaus in Krems, eine der reichsten erhaltenen Außengestaltungen in Kratzputztechnik in Niederösterreich, werden etwa einem Hans von Brugg (Pruch) zugeschrieben.

In der Beschäftigung mit bürgerlicher Wohnkultur wird rasch das Problem des Privaten schlagend. Dabei ist es, neben dem Aspekt des schwer Zugänglichen, Intimen, der untrennbar mit dem Innenraum verbunden ist, auch die Frage des überlieferten Bestandes ganz wesentlich: Sind wandgebundene Gestaltungen, insbesondere Wandmalereien, schon im Kirchenraum stark gefährdet, so ist die Verlustrate im privaten Bereich umso größer. Stärker noch als im öffentlichen Umfeld von Kirchen, Stiften oder Schlössern führte veränderter Zeitgeschmack zu Übertünchungen oder zum Abschlagen von wandgebundenen Dekorationen. Türdurchbrüche werden mitten in Bildfelder geschlagen, wie in der Wiener Straße in Korneuburg, wo die wohl im 18. Jahrhundert gemalten großformatigen Stadtansichten „gelöchert“ und ihrer ursprünglichen Wirkung beraubt zurückblieben. Auch am Schürerplatz 10 in Krems-Stein hat sich ein Neufund nur als stark reduziertes Fragment erhalten. Im Zuge eines neuerlichen Umbaus konnte dort über einer gleichfalls

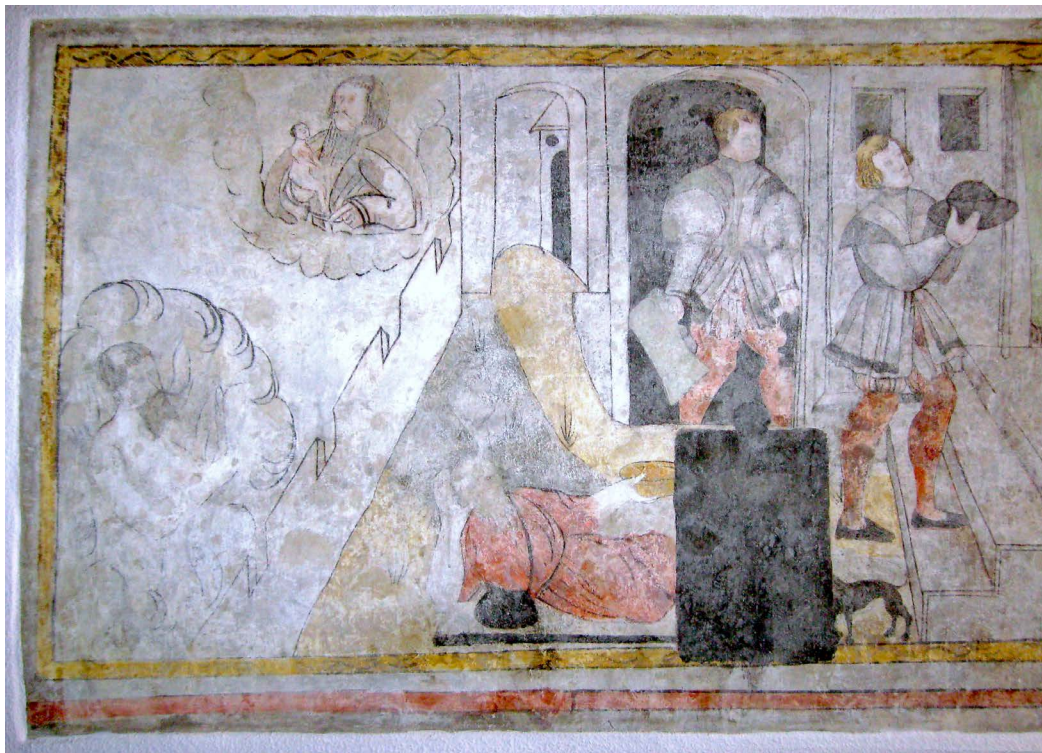
gemalten Holzlambris eine Bankettszene der Renaissance freigelegt werden. Noch sind nicht einmal die großen Katastrophen angeführt, wie Ortsbrände und Überflutungen: Melk fiel 1548 und wieder 1847 einer Feuersbrunst zum Opfer, zudem schlugen Hochwässer 1501, 1727, 1827 und 1899 tiefe Breschen in den Bestand an Bürgerhäusern, bis hin zu Erdbeben, wie jenem von Neulengbach 1590.

Qualitativ lassen sich im Bürgerhaus meist doch Unterschiede zu Aufträgen aus der Hocharistokratie oder den Stiften und ihren Ausführenden feststellen. Wie das Beispiel am Schürerplatz zeigt, sind es kleinteilig angelegte Szenerien, bei denen die Erzählung von „Geschichten“ im Zentrum steht. Doch mögen die Figuren noch so ungenau dargestellt und die Bildperspektiv aus dem Lot geraten sein, „Bilder-Schauen“ fesselt gestern wie heute den Betrachter, und Maleisen nobilitieren jede Gute Stube. Wenn dann noch malerisch Ausstattungsdetails wie Steinverplattungen und -inkrustationen oder Mobiliar und

Wandvertäfelungen aus Holz mit Farbe und Pinsel imitiert wurden, dann war der bürgerliche Kunde vollends zufrieden. Neben dem Steiner Beispiel ist das Mazakarinihaus in Klosterneuburg zu nennen, wo im 16. Jahrhundert unter einer Holzbalkendecke auf schmaler Raumbühne, die sich wiederum aus einer darunter gemalten „Holzlambris“ ergibt, die Schlacht um die Bergfeste Betulia dargestellt wurde – unterschiedliche Realitätsebenen, die sich selbst in ihrer heutigen Reduziertheit zu einer stimmigen Gesamtschau bürgerlicher Wohnkultur der frühen Neuzeit verdichten.

Damit ist bereits Inhaltliches angesprochen: Finden sich im 13. Jahrhundert, etwa auch in den profanen Räumen der Gozzoburg, Verschränkungen von religiösen Darstellungen mit allgemeinen moralischen Wegweisungen oder, nur wenige Gehminuten von der Gozzoburg entfernt, im Passauer Hof Reste von in Rundbildern eingeschriebenen Szenen aus dem „Physiologus“ und damit humanistisch-naturwissenschaftliche Inhalte aus dem frühen 14. Jahrhundert, so wurde im 15. bis

*Am Rathausplatz in Herzogenburg ist 1537 die Geschichte vom reichen Mann und dem armen Lazarus dargestellt worden, bildgewordene Mahnung und Ansporn, einer christlichen Lebenshaltung zu entsprechen.*





*Der Luster ist echt – ansonsten haben Farbe, Pinsel und technisches Können diese „kassetierte Holzdecke“ in einem Raum eines Hauses in Kritzensdorf entstehen lassen.*

17. Jahrhundert zunehmend Didaktisches aus humanistisch-religiösem Bildungsgut dargestellt, das mit dem Streben der wohlhabenden Bürger nach positiver Selbstdarstellung einhergeht. Es waren, neben Wien, die kleineren Handelsstädte Niederösterreichs auf dem Weg vom Süden Richtung Nordosten Europas, in denen sich trotz deutlicher Umwälzungen im 16. Jahrhundert die Entwicklung eines starken, meist protestantischen Bürgertums mit potenten Handelsherren fortsetzte. Daraus resultieren die thematischen Schwerpunkte der Wanddekorationen: moralisierende Zyklen mit Bildzitaten aus der Antike sowie Altem und Neuem Testament, wie etwa die Geschichte vom reichen Mann und dem armen Lazarus nach dem Lukas-Evangelium in einem Haus am Rathausplatz in Herzogenburg von 1537. An Sgraffitofassaden sind weiters Lebensaltersdarstellungen, so am Hauptplatz 15 in Retz, oder auch Lokalhistorisches zu sehen. Formal basieren die Dekorationen dabei oftmals auf Druckwerken, die teilweise kaum verändert an Fassaden und in Wohnräumen umgesetzt werden.

Beliebt sind vom Ausklang der Gotik bis in den Klassizismus auch leicht hingesezte Rankenmalereien in Grün- und gelben wie roten Ockertönen. Sie überziehen die Wände bis hinein in die Fensterlaibungen, so in der Kirchengasse in Mautern, wo neben den Trauben ein gotisches Inschriftenband die hochmittelalterliche Tradition von Bild und Text fortführt, zudem bilden sie den dekorativen Flächengrund zu figurativen Bildmotiven, wie in der Badener Renngasse, wo in reduzierter Erhaltung eine kniende Frau inmitten des Gerankes freigelegt werden konnte.

Natürlich fanden die jeweiligen Originalmaterialien – intarsiertes Mobiliar, kunstvoll verlegte Holzböden und ausgestaltete -decken, Metallarbeiten aus Schmiedeeisen, später auch Messing in reicher Detaillausbildung, um nur einige zu nennen, Verwendung. Daneben blieb aber auch das bereits angesprochene Imitieren von Materialien und Techniken in Wanddekorationen beim bürgerlichen Auftraggeber beliebt, da leistbar. Im Beethovenhaus in Baden sind es stukkierete Supraporten



und textile Wandbespannungen in Altrosa und Kordelwerk in Grün, die den Händen geschickter Maler des frühen 19. Jahrhunderts entstammen, in einer Villa in Kritzensdorf gibt eine kassetierte Holzdecke mit Messingappliken Zeugnis von Farben- und Pinselkunst des Späthistorismus. Apropos Grün: Nicht alles, was sich als historisches Farbmittel an Wänden und Decken findet, kann als gesund bezeichnet werden. Schweinfurter Grün etwa, im 19. Jahrhundert gerne verwendet, mit der schönen chemischen Formel  $\text{Cu}(\text{CH}_3\text{COO})_2 \cdot 3 \text{Cu}(\text{AsO}_2)_2$ , ist eine toxische Arsenverbindung.

Da es sich über Jahrhunderte hinweg bewährt hat, setzt sich der Trend des malerischen Imitierens von Materialien und ihrem Altern bis ins 21. Jahrhunderts fort: Misstrauen Sie in Zeiten des Rauchverbots der gelblichen Patina in gemütlichen Gaststuben, scheinbar entstanden aus jahrzehntelangem Beisammensitzen trinkfester Tabakkollegen, optischer Niederschlag von manch hitziger Diskussion – es könnte nur wenige Monate altes Ergebnis geschickter Malerhände sein ...



# Bürgerliche Wohnkultur

*Ulrich Klein*

*Tod Mariens, Temperamalerei auf Holz, Donauschule um 1525/35. Die Szene spielt in einer zeittypischen Stube mit gewölbter Holzdecke. Über eine Stange konnte ein Vorhang als Raumteiler eingezogen werden.*

Obwohl die bürgerliche Wohnkultur im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit sehr vielfältige Erscheinungsformen hatte, lassen sich die Raumfunktionen in ganz Mitteleuropa auf wenige Raumtypen reduzieren, die sich vor allem seit dem Spätmittelalter herausgebildet haben und die erst im Barock unter dem Einfluss der dann beherrschenden adelig-höfischen Kultur weiter differenziert worden sind. Diese Raumtypen finden sich bei den von einer Familie allein bewohnten Häusern ebenso wie bei größeren Bauten mit mehreren Wohnungen. Auch bei den schon im Spätmittelalter weit verbreiteten Mietwohnungen der ärmeren Schichten des Bürgertums gibt es auf dieser Ebene

keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen Bauten in der Stadt und auf dem Lande. In der Hausforschung wird meist jedes Stadtgebäude als „Bürgerhaus“ angesprochen, ohne Berücksichtigung der Tatsache, ob der jeweilige Besitzer und/oder Bewohner das Bürgerrecht der jeweiligen Stadt besaß, was in den historischen Wissenschaften durchaus differenzierter diskutiert wird.

Der Zuschnitt der bürgerlichen Behausung sah für die drei Grundbedürfnisse des Wohnens in der Regel eine Stube, eine Küche und eine oder mehrere Kammern vor, wobei meist die Größe der Stube und die Anzahl der Kammern ausschlaggebend für die Bedeutung einer bürgerlichen

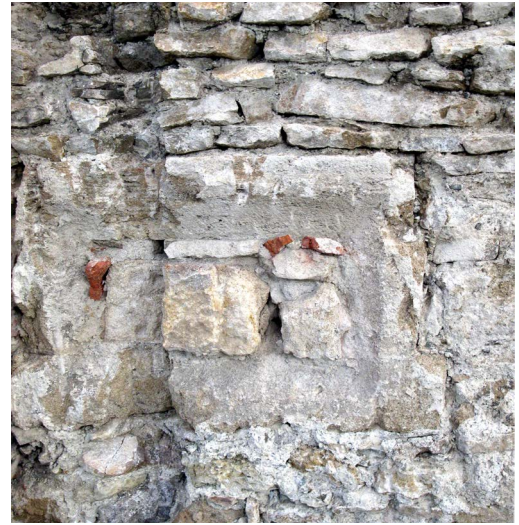


*Hainburg, Bürgerhaus. An der Fassade haben sich Reste eines großformatigen Maßwerkes erhalten, in dem eine Gruppe kleiner Fenster eine ehemals dahinter liegende aus Holz gezimmerte Stube anzeigt.*

*Bürgerhaus in Wiener Neustadt. Negativ-Abdruck einer ehemaligen, hinten rundlich belassenen Blockwerkstube im Erdgeschoss aus dem Spätmittelalter, die bauzeitlich von einer dünnen Steinmauer eingefasst wurde. (links)*



*Bürgerhaus in Perchtoldsdorf. Bei Verputzarbeiten wurde ein quer liegendes Belüftungsfenster für den Hohlraum über einer (gewölbten?) Blockwerkstube aus dem Spätmittelalter gefunden, das im 16. Jahrhundert im Rahmen der Vertäfelung des Raums vermauert wurde. (rechts)*



Wohnstätte waren. Mehrere Stuben und Küchen in einem Haus ohne Teileigentum oder nachweisbarer Vermietung deuten oft auf das Zusammenleben verschiedener Generationen unter einem Dach hin, bei mehreren Stuben in einem Haus können allerdings auch Sondernutzungen, beispielsweise als Badestuben, vorliegen. Als Minderform meist ärmerer Bevölkerungsschichten finden sich dagegen früh auch Kombinationen von Stube und Kammer und Stube und Küche in der Art einer „Wohnküche“. Zeitgenössische Inventare zeigen zudem, dass hierbei von einer größeren Dynamik in der Nutzung auszugehen ist, denn Kranke konnten zum Schlafen auch in die geheizte Stube umziehen, Schlafkammern zu Abstellkammern werden, etc.

### **Die Stube**

Wichtigster Raum jeder bürgerlichen Behausung war immer die Stube in ihrer Definition als rauchfrei beheizbarer Raum für den längeren Aufenthalt im Sinne des eigentlichen Wohnens. Erreicht wurde diese Rauchfreiheit durch den bis zum 18./19. Jahrhundert üblichen zuglosen bzw. -armen Hinterladerofen, der von einem angrenzenden Rauchraum, oft kombiniert mit der Küche, oder einem weiten Schornstein aus beheizt wurde und dorthin auch wieder seine Rauchgase abgab; im Raum stand dann der rundum geschlossene Ofen, zuerst nur aus Lehm gefertigt. In den Lehm

eingesetzte Kacheln unterschiedlicher Form sorgten in der nächsten Entwicklungsstufe für eine weitere Vergrößerung der Wärme spendenden Oberfläche, bis dann, wo verfügbar, im 16. Jahrhundert zusätzliche Gusseisenplatten für den unteren Ofenteil oder den gesamten Ofen Verwendung fanden.

Die Stube bildete in der Regel den größten Raum der bürgerlichen Behausung, wobei die absolute Größe dieses Raumes sehr von den lokalen Gegebenheiten und dem Stand sowie Reichtum des jeweiligen Bürgers abhing, mit der Spannweite vom einfachen Handwerker bis zum patrizischen Großkaufmann. Abhängig davon sind in den Stuben neben der eigentlichen Wohnfunktion oft auch noch gewerbliche Tätigkeiten ausgeübt worden, in der ebenfalls weiten Spanne von eigentlicher handwerklicher Betätigung bis hin zu den Schreib- und Rechenarbeiten des Kaufmanns etc.

Eine besondere Form der Ausgestaltung der Stuben stellen die Bohlen- und Blockstuben dar, bei denen dünnere Bohlen oder dickere Blockstämme die Wände bilden, oft kombiniert mit entsprechenden – gewölbten – Holzdecken. Solche Stuben können in massive Bauten oder Holzkonstruktionen verdeckt eingestellt oder an den Fassaden sichtbar sein; bei Fachwerkkonstruktionen sind sie oft in das Gefüge eingebunden. Solche „hölzernen Gehäuse“ finden sich in ganz Mitteleuropa, in Niederösterreich praktisch flächendeckend





*Wiener Neustadt, repräsentatives spätromanisches Fenster eines Bürgerhauses, in einer Aufstockung der Stadtbefestigung original erhalten*

von Burgen und Klöstern bis hin zu Städten und Dörfern. Im Ostalpenraum wurden sie wie in Süddeutschland um 1500 allmählich von hölzernen Vertäfelungen abgelöst. Jedes Mal stand dahinter das Bestreben, in Regionen mit extremerem Klima eine optimale Wärmeausnutzung in den beheizten Räumen zu erreichen und das subjektive Empfinden der Wohnlichkeit zu erhöhen.

### **Die Küche**

Die Küche als der in der Regel primäre Ort der Zubereitung der Speisen auf einem Herd – es gibt in einigen Regionen allerdings auch das Kochen im Stubenofen – war seit dem Spätmittelalter meist unmittelbar in den Grundriss der bürgerlichen Behausung integriert. Ein enger funktionaler Zusammenhang bestand mit dem Stubenofen insofern, als dieser und der Küchenherd regelhaft an derselben Wand angeordnet waren, verbunden durch ein Heizloch, durch das das Holzkohlenfeuer auf dem Herd auch im Ofen genutzt werden konnte. Diente die Küche in ihrer frühen Form zugleich auch als Rauchraum für den Abzug der Rauchgase von Herd und Ofen, spricht man von einer „Rauchküche“ oder „schwarzen Küche“; in weiten Regionen wurden allerdings die Bürgerhäuser bereits im Spätmittelalter mit einem mehr oder minder großen Rauchfang über dem Herd versehen, der dann über einen weiten Schornstein die

Rauchgase von Herd und Ofen in das Dach oder auch darüber hinaus transportierte. An einen solchen Schornstein konnten in den Obergeschossen auch weitere Herde angeschlossen werden, wodurch dann „Oberküchen“ nutzbar wurden. Mit der weiteren Verbreitung der Schornsteine löste sich die vorher immer enge räumliche Verbindung von Stube und Küche allmählich auf.

Im Hochmittelalter kochte man meist noch überall ebenerdig; während sich dies in Norddeutschland bis in die Neuzeit erhielt, mauerte man die Herde im deutschen Süden ebenso wie in Österreich und der Schweiz bald bis auf eine bequeme Nutzungshöhe auf. Solche gemauerten Herde blieben dann oft bis zum 19. Jahrhundert unverändert in Verwendung.

### **Die Kammer**

In der Regel kleinere, immer unbeheizte Räume im Grundriss des Bürgerhauses dienten meist als Kammer, oft als Schlafkammer genutzt, aber auch als Lagerkammer oder Abstellkammer; Änderungen im Familienstand u.Ä. konnten dazu führen, dass weitere Kammern z.B. im Dachraum eingerichtet oder überflüssige aufgegeben bzw. umgenutzt wurden. Durch ihre Funktion lag die Schlafkammer meist nahe bei der Stube, oft sogar mit direktem Zugang. Aborte an den Außenwänden der besseren bürgerlichen Haushalte waren in der Regel wie im Schlossbau den (Schlaf-)Kammern zugeordnet.

### **Der Keller**

Seit dem Spätmittelalter wurden in den Bürgerhäusern zunehmend vollständig eingetieft, dann oft auch besonders brandsichere gewölbte Kellerräume üblich. Sie boten für Nahrungsvorräte, aber auch entsprechende geeignete Handelswaren eine kühle und brandgeschützte Aufbewahrungsmöglichkeit und entwickelten sich so schnell zu einem festen Bestandteil der Nutzungsstruktur eines Bürgerhauses. Erst im späten 19. und dann 20. Jahrhundert mit dem Aufkommen technischer Kühleinrichtungen hat der Keller seine große Bedeutung als Lagerort verloren und wurde zu einem wenig genutzten Abstellraum.



*Durch die Auffindung dieser hochbarocken Sakramentsnische im Wohnraum eines Mödlinger Bürgerhauses konnte belegt werden, dass hier einige Zeit ein urkundlich fassbarer ungarischer Bischof eingemietet war.*



Aus Katastrophenzeiten wie nach Stadtbränden ist überliefert, dass die Keller temporär auch zu Wohnzwecken genutzt wurden.

### **Halle bzw. Laben**

In Niederösterreich finden sich wie in verschiedenen anderen Regionen in den frühen Bürgerhäusern hohe, anfangs noch nicht unterteilte Erdgeschossräume, die in ihrer multifunktionalen Nutzung den norddeutschen Dielen entsprechen und in verschiedenen Regionen zeitgenössisch als „Haus“ bezeichnet wurden. Hier waren anfangs meist auch die Küchen integriert und fanden wesentliche Funktionen der Stube Platz. In der nächsten Entwicklungsstufe flankierten die Wohnfunktionen in zweigeschossigen Einbauten eine zentrale Halle. Das Mittelfurhaus entwickelte sich dann zur Hauptform von Ackerbürgerhäusern. Vom hohen Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert hatte dieser Bautyp immer einen zentralen Multifunktionsraum, der die seitlichen Bereiche erschloss und als Vorzimmer, Küche und Stiegenhaus diente. Unter dem Einfluss des Adelsbaues konnten diese Flure in größeren Bürgerhäusern dann als reine „Vorplätze“ saalartige Ausmaße erreichen, in der Renaissance zählten sie zum Standard

des gehobenen Stadthauses. Nun waren sie mit aufwändigen Gewölben überfangen und besaßen weite Hauptfenster, teilweise auch repräsentative Erker. Wahrscheinlich umging man so auch die Anlage eines eigenen repräsentativen Saales, wie er sich im Mittelalter in patrizischen Häusern oder noch in entsprechenden Sonderbauten fand.

### **Die Dachböden**

Die Dachböden stellten meist den wichtigsten Lagerraum im Bürgerhaus dar. Bei einer eher ackerbürgerlichen Betätigung der Bewohner diente der eingeleitete Rauch aus den Küchen und Öfen einer schädlingssicheren Aufbewahrung der Feldfrucht, während bei Kaufmannshäusern schon im Spätmittelalter über Dach geführte Schornsteine für rauchfreie Dachräume als geeignetes Lager für wertvolleres Handelsgut sorgten.

Zusätzlich waren auf den Dachböden oft auch Kammern für die Bediensteten, Lehrlinge etc. durch Verschläge abgeteilt; seit dem 16. Jahrhundert finden sich hier auch Studierstuben von humanistisch beeinflussten patrizischen Bürgern, die wegen ihrer fehlenden Heizmöglichkeit oft als „Sommerstuben“ bezeichnet wurden.

### **Erschließungen – Treppenhäuser und Flure**

Abschließend ist auf die verschiedenen Arten der Erschließungen hinzuweisen. Vertikal waren dies zuerst geradeläufige, mit oder ohne Zwischenpodest geführte oder gewendelte Treppen in den Rauchräumen, die aber bald in einem eigenen Raum als „Treppenhäuser“ abgesondert wurden. Im patrizischen Bürgerhaus konnte dann in der Ausgestaltung der Treppen ein mehr oder minder großer Luxus gezeigt werden. Sie waren meist mit dem Mittelflur verbunden bzw. in ihn integriert. Horizontale Erschließungen in Form von klassischen Gängen sind in vielen Regionen erst eine neuzeitliche Erscheinung, denn vor allem in kleineren mittelalterlichen Bürgerhäusern waren Stube, Küche und Kammer meist direkt miteinander verbunden.

# Zur ebenen Erde und im ersten Stock – Archäologie in Bürgerhäusern

*Martina Hinterwallner  
Martin Krenn*

Wer um Himmels Willen braucht beim Umbau eines Bürgerhauses Archäologie, was ist denn hier zu erwarten?

Eine Frage, die nicht nur bei Bauherrschaften, sondern auch leider immer noch in einigen Bereichen der archäologischen Forschung als Meinung vorherrscht. Das Haus wird als Bestandsobjekt erfasst und die Auffassung vertreten, dass an Hand der historischen Quellen sowie der Ausstattung ein adäquater Wissensstand generiert werden kann. Es wird demnach als Denkmal verstanden, die historische Dimension und sonstigen Fragestellungen aber werden aus dem Bestand abgeleitet. Darüber hinaus herrscht die Meinung, dass beim Bau des bestehenden Gebäudes schon im Zuge der

Errichtung alle älteren Befunde durch Bauarbeiten etc. zerstört worden seien.

Dass dieses Verständnis deutlich zu eng gefasst ist, zeigen die Ergebnisse und die daraus abgeleiteten Fragestellungen diversester stadtkernarchäologischer bzw. bauarchäologischer Untersuchungen in den letzten Jahren. Zu nennen wären hier raumsoziologische, städtebauliche und ökonomische Aspekte, Fragen der Kontinuität und Stadtgenese, städtische Produktionstopografien sowie Studien zur materiellen Kultur, zum Verhältnis von Produzent und Konsument etc. Mit ihrem gewaltigen, großteils noch unerschlossenen Quellenmaterial kann die Archäologie zweifellos auch in Niederösterreich noch einen wesentlichen Beitrag zur Kenntnis einzelner Gebäude sowie der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städte und Dörfer liefern.

Ein Großteil der früh belegten Stadtsiedlungen in Niederösterreich liegt unmittelbar an Standorten ehemaliger römischer Kastelle. Damit ist bereits eine der am heftigsten diskutierten Forschungsfragen der letzten Jahrzehnte angesprochen, nämlich jene nach der Siedlungskontinuität im Bereich römischer Zivilsiedlungen oder Militäranlagen von der Spätantike bis zum frühen Hochmittelalter, also etwa vom 5. bis zum 9./10. Jahrhundert. Hier haben die zahlreichen Untersuchungen der letzten Jahrzehnte insbesondere in Pöchlarn, Mautern, St. Pölten, Tulln und Klosterneuburg gezeigt, dass zwar vielfach eine Standort-, jedoch kaum eine echte Siedlungskontinuität belegbar ist. Zwar werden immer wieder auch konkrete Befunde aus dem Frühmittelalter dokumentiert (z.B. Schwechat), doch kann bislang in keinem Fall von einer kontinuierlich bestehenden Siedlung städtischen Charakters gesprochen werden.

In Mautern, Tulln oder St. Pölten konnten die intensiven stadtkernarchäologischen Forschungen



*Pöchlarn, Grabung Kommunalzentrum mit römischer und mittelalterlicher Verbauung*



der letzten Jahre jedoch deutlich machen, dass ab dem 9. Jahrhundert offenbar wieder eine verstärkte Siedlungstätigkeit im Bereich der ehemaligen römischen Standorte stattgefunden hat, die ab der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts mit der Zurückdrängung der Magyaren nochmals intensiviert wurde. Ab dem späten 12./13. Jahrhundert ist dann mit einer „echten“ planmäßigen Stadtentwicklung zu rechnen, die sowohl in der Infrastruktur (z.B. Ausbildung von Hauptplätzen) als auch in der Ausprägung der öffentlichen und privaten Gebäude („Bürgerhäuser“) ihren Niederschlag findet. Die „Renaissance“ römischer Siedlungspunkte wird auch durch die Wiederherstellung bzw. Weiterbenutzung römischer Gebäude im Mittelalter unterstrichen. Prägnantestes Beispiel hierfür ist die Nachnutzung des spätantiken Badegebäudes am Domplatz von St. Pölten, das ab dem Frühmittelalter als Kirche Verwendung fand.

Dass römische Siedlungen nicht nur an den donaanahen Ortschaften Kristallisationspunkte für Siedlungszentren waren, zeigt das Beispiel Neunkirchen. Im Zuge eines Anbaues an ein Bürgerhaus

in der Triester Straße konnte ein sehr gut erhaltenes römisches Wohngebäude erfasst werden. Trotz Altstadtnähe waren nur wenige Störungen bzw. mittelalterliche Nutzungshorizonte zu beobachten. Die Untersuchungen des Baukomplexes ließen insgesamt neun erhaltene Räume erkennen. In der ersten Phase bestand ein Holz-Fachwerkbau der älteren Kaiserzeit, der von einem Steinbau der mittleren Kaiserzeit abgelöst wurde. Eine letzte Bauaktivität ließ sich für die Spätantike nachweisen. Der Befund ist einem römischen *vicus* zuzurechnen, der wohl mit dem nahe gelegenen zeitgleichen Goldbergbau in der Buckligen Welt in Verbindung steht.

Ein Phänomen, das erst in den letzten Jahren in seiner ganzen Größenordnung erkennbar wurde und durch jüngste Befunde etwa aus Tulln, Langenlois oder Eggenburg fassbar wird, ist die dichte Belegung innerstädtischer Freiflächen (Plätze und „Hinterhöfe“) mit Öfen vorläufig ungeklärter Funktion im Spätmittelalter. Hier zeigt sich eine bislang aus historischen Quellen nicht erschlossene gewerbliche und/oder öffentliche Nutzung, die möglicherweise im Zusammenhang mit Nahrungsmittelproduktion (Backöfen bzw. Öfen zur Bierproduktion?) zu sehen ist. Darüber hinaus konnten im Rahmen großflächiger Denkmalschutzgrabungen in den letzten Jahren zahlreiche Daten zu mittelalterlichen Produktionsstätten im urbanen Raum gewonnen werden, wobei der spätmittelalterliche Töpfereibeizirk in Tulln sowohl quantitativ als auch qualitativ sicherlich eine herausragende Position einnimmt.

Aber nicht nur Infrastruktur für Handwerksbetriebe ist im direkten Umfeld von Bürgerhäusern fassbar, auch die unterschiedlichsten Produktionsstätten für Nahrungsmittel sind nachweisbar. Neben den klassischen Befunden für Gerbereien, Metallverarbeitungsbetriebe, Fleischereien (Schlachtabfälle etc.) oder Knochenschnitzereien konnten in den letzten Jahren in Krems an der Donau auch zwei große, künstlich angelegte Fischkalter (Fischbecken) aus dem frühen Spätmittelalter freigelegt werden. Diese zeigen, dass schon im 13./14. Jahrhundert die Donaufischerei von



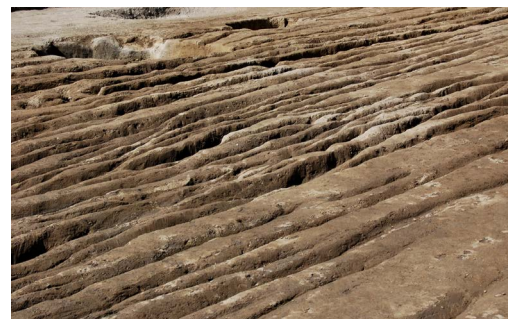
*Tulln, Grabung Rosen-  
arcade, mittelalterliche  
Straße mit Wagenspuren*

höchster Bedeutung für die Nahrungsmittelgewinnung war und die Infrastruktur geschaffen wurde, Fische nicht nur direkt nach dem Fang zu verwerten, sondern offensichtlich über einen längeren Zeitraum lebend zu erhalten. Es lässt sich festhalten, dass die Bedeutung der mittelalterlichen Stadt als Produktionszentrum für Nahrungsmittel wie auch handwerklicher Erzeugnisse erst durch die archäologischen Grabungen der letzten Jahrzehnte in ihrer ganzen Tragweite erfasst werden konnte.

Überaus bedeutende Ergebnisse konnten hinsichtlich der Frage nach der Bebauungsstruktur mittelalterlicher Städte gewonnen werden, wobei dies in erster Linie die großflächigen Ausgrabungen in Tulln und St. Pölten betrifft. Hier wurden erstmals in Ostösterreich Parzellenstrukturen und Bebauungsschemata flächig im archäologischen Befund erfasst. Zum Aussehen der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Häuser selbst haben die neueren Grabungen ebenfalls wesentliche Erkenntnisse gebracht. Die in schriftlichen Quellen oft nur am Rand gestreifte Infrastruktur der mittelalterlichen Stadt kann durch die Grabungsergebnisse der letzten Jahrzehnte viel besser gefasst werden; neben den lange Zeit – offensichtlich aufgrund eines Forschungsdefizits – unterrepräsentierten Latrinen konnten zum Beispiel bereits mehrere Befunde



*Tulln, Grabung Haupt-  
platz, mittelalterliche  
Öfen*



original erhaltener mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Straßenoberflächen dokumentiert werden. Gerade hier manifestiert sich auch deutlich der den verfeinerten Grabungsmethoden geschuldete Erkenntniszuwachs. Einzeluntersuchungen an Knotenpunkten des mittelalterlich- bzw. frühneuzeitlichen Stadtlebens wie etwa Haupt- und Marktplätzen oder in gemeinnützigen bzw. korporativen Einrichtungen wie Spitälern oder Bürgerhäusern ermöglichen weit über die Aussagekraft schriftlicher Quellen hinausreichende Einblicke in die Urbanität des Mittelalters und der frühen Neuzeit.

Dass archäologische Untersuchungen nicht nur zu ebener Erde erfolgen, zeigen die zunehmend an Bedeutung gewinnenden Untersuchungen von Fehlböden (Gewölbe- oder Fußbodenbeschüttungen). Diese können oft wahre Schatzkisten für die Forschung darstellen, da bedingt durch die Trockenlagerung hier ideale Erhaltungsbedingungen für organische Materialien (z.B. Kleiderreste, Schuhe, Urkunden und Schriftstücke etc.) gegeben sind. Neben diesen können aber wie in Krems, Stiftgasse 6, auch herausstechende Funde aus anderen Materialien beobachtet werden. Hier fand sich im durch einen Lehm Schlag versiegelten Fehlboden über der dendrochronologisch datierten Stube (1447 bis 1491) ein Depot, bestehend aus einer zweizinkigen Gabel, zwei Pfeilspitzen, einer kleinen Lanzenspitze, einer Fußangel, einem Bootshaken sowie einer Säge mit Holzgriff. Die Zusammengehörigkeit der Funde ist durch ein halbmondförmiges Besitzzeichen auf zumindest vier der Objekte belegt. Ob diese Stücke bewusst im spätesten 15. Jahrhundert hier deponiert wurden oder ob sie ein Handwerker schlicht und einfach vergessen hat, muss offen bleiben.

*Krems an der Donau,  
Grabung Sternhof,  
Kachel mit der Darstel-  
lung Zorn*



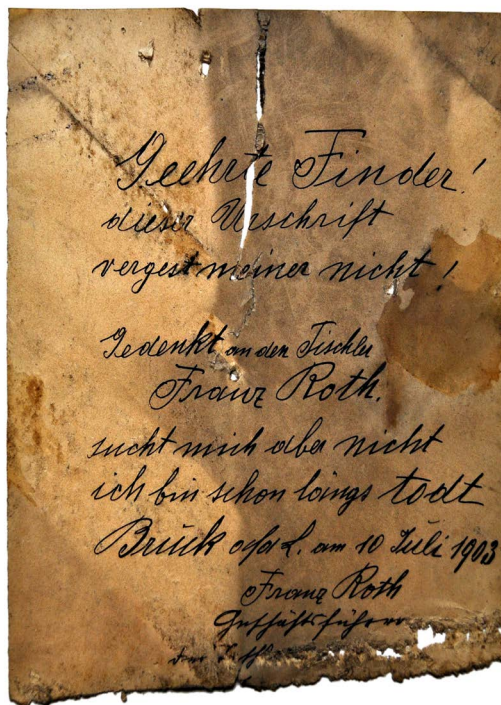
Aber auch Funde zu Innenausstattung von Bürgerhäusern lassen sich in Deckenbeschüttungen dokumentieren. In der Liegenschaft Krems, Göglstraße 16, dem ehem. Gasthaus „Sternhof“, fanden im Zuge von Umbauarbeit umfangreiche archäologische Untersuchungen statt. Die älteste Bausubstanz datiert in die Jahre um 1300, im 16. Jahrhundert wurde das Objekt erweitert und befand sich im Jahr 1575 im Besitz von Sigmund Römer, einem „gastgeb“. Die letzte große Ausbauphase erfolgte um 1600. Bei dieser erhielt das Gebäude eine hochwertige Freskenausstattung. Zeitgleich mit dieser Umbauphase wurden auch neue Kachelöfen versetzt, die offensichtlich Bezug auf die Fresken nahmen. Umfangreiche Reste eines derartigen Kachelofens konnten aus der Dachbodenbeschüttung geborgen werden. Die Kacheln des spärenaissancezeitlichen Ofens zeigten Reliefs mit den Allegorien Frieden, Gerechtigkeit, Zorn und Justitia. Die Quellen der Vorlagen sind nicht bekannt, die Motive gehören aber in den Kanon der zeitgenössischen darstellenden Kunst. Die breiten Blattkacheln tragen als Monogramm TSC, eine ebenfalls bislang unbekannte Kennung.

Derartige Funde ermöglichen eine

*Bruck an der Leitha,  
Grabung Rathaus, Nach-  
richt des Franz Roth*

weiterführende Rekonstruktion der Innenausstattung von Bürgerhäusern und erlauben, einen Blick auf die Wohnkultur der damaligen Zeit zu werfen. Aber auch ganz persönliche Aspekte oder Nachrichten finden sich in Fehlböden. So hat der Tischler Franz Roth, der 1903 den Parkettboden im Rathaus von Bruck an der Leitha verlegte, folgende Nachricht auf einem Zettel unter dem Boden hinterlassen: „Geehrte Finder dieser Inschrift vergesst meiner nicht! Gedenkt an den Tischler Franz Roth. Sucht mich aber nicht ich bin schon längst todt. Bruck an der L. am 10 Juli 1903.“

Die hier nur kurz angerissenen Beispiele sollen zeigen, dass archäologische Untersuchungen in Bürgerhäusern und in deren direkten Umfeld Erkenntnisse zu den mannigfaltigsten Fragestellungen liefern können. Darüber hinaus zeigt sich, dass häufig trotz massiver Überbauungen archäologische Quellen tausende Jahre im Boden überdauern konnten bzw. sich auch in Bereichen wie den Deckenbeschüttungen finden, die für die Archäologie nicht unbedingt das klassische Betätigungsfeld darstellen.



# Bürgerhäuser in der Bauforschung

*Patrick Schicht*

Beim Spazieren durch eine Altstadt sieht man zunächst nur die Hausfassaden, die meist einer einzigen, recht jungen Epoche zugehören. Dahinter versteckt sich oft ein ganzer Kosmos älterer Bau- und Ausstattungsphasen, der für einen Bauforscher wie ein Geschichtsbuch lesbar ist. Die parallele Auswertung von Grundbüchern, Ortschroniken und Hausarchiven ermöglicht gemeinsam mit naturwissenschaftlichen Analysen die Verknüpfung dieser Substanz mit historischen Ereignissen sowie mit individuellen Karrieren einstiger Bewohner. Durch die rasanten Fortschritte der Untersuchungstechniken beweisen sich authentische materielle Überreste kontinuierlich neu als Tresore von bislang bei Weitem nicht erschöpften Informationen. Sie erfordern von uns daher größtmöglichen Respekt, um auch künftigen Generationen als unverfälschte Originaldokumente zur Verfügung zu stehen.

Die bauhistorische Erforschung von Denkmalen gehört daher zu den integrativen Instrumenten der Denkmalpflege. Erst durch sie kann die künstlerische, historische oder kulturelle Bedeutung einzelner Bauteile dargestellt werden. Sie dient in jeder Phase eines Erhaltungs- oder Veränderungsprojekts als wesentliche Grundlage zur Steuerung und Beurteilung. Eine besondere Bedeutung bekommen Gebäudeanalysen abseits der großen Monumentalbauten. Während die Erhaltung von prunkvollen Kirchen, Klöstern, Schlössern und Palais kaum in Frage gestellt wird, muss der Wert von Denkmälern der Alltagskultur, Wohn- und Sozialgeschichte für die Gesellschaft erst aufbereitet werden. Die Erfahrung zeigt, dass anschauliche Bauforschungen gerade hier besondere Wirkung bei Bauherren und Planern entfalten und diese dadurch wesentlich verständnisvoller und sensibler agieren. Sie erkennen ihre eigene verantwortungsvolle Position als

*Baden, Bürgerhaus: In der Beletage eines reichen Bürgers der Barockzeit hat sich eine ganze Folge großformatiger Salons erhalten, die durch qualitätsvolle Stuckdecken bekrönt werden. Hier das biblische Motiv der Flucht aus Ägypten.*





Teil einer fortlaufenden Hausgeschichte und integrieren sich im Idealfall mit reduzierten, qualitativ hochwertigen Ergänzungen.

In Österreich wuchsen seit der späten Monarchie wissenschaftlicher Anspruch und Vollständigkeit im Rahmen der systematischen Inventarisierungen der Kunsttopographien sowie der *Debio*-Bände beträchtlich. Großen Anteil daran hatte bereits ab den 1920er Jahren Adalbert Klaar, dem mit seinem Team zahlreiche Siedlungskartierungen, ungezählte Einzelbauaufnahmen sowie zugehörige bauhistorische Auswertungen zu verdanken sind. Im Vorfeld denkmalfachlicher Initiativen haben sich in den letzten Jahrzehnten flächendeckend aufwändige Bestandsaufnahmen sowie Bauanalysen durchgesetzt, die laufend verdichtet werden. Vermehrt zeigen auch die Behörden einzelner Gemeinden sowie sogar die Eigentümer nicht denkmalgeschützter Objekte Interesse, wodurch zumindest regional eine positive Eigendynamik entsteht. Seit 2014 bereitet die österreichische Denkmalpflege ein in Zukunft engmaschiges Netz von unterschiedlichen Standards, Richtlinien und Leitfäden auf, dessen zentrales Hauptwerk die „Standards der Baudenkmalpflege“ darstellen. Einen verknüpften Meilenstein legten im

Jänner 2016 die „Richtlinien für Bauhistorische Untersuchungen“, die seitdem für Denkmalprojekte Gültigkeit haben und inzwischen international vorbildhaft sind. Hier werden die einzelnen Methoden katalogmäßig definiert, um ihre Beauftragung effizient, transparent und wirtschaftlich zu gestalten. Die Ergebnisse werden in Kurzberichten publiziert, um auch der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stehen.

Eine grobe Auswertung zeigt, dass gerade in der Geschichte des Bürgerhauses noch zahlreiche Kalibrierungen zu erwarten sind. So stieg zuletzt die Kenntnis über die Entwicklung der einzelnen Raumeinheiten (Halle, Stube, Kammer, Laden), der Ausstattung (Möblierung, Haustechnik, Erschließung), der Detailformen (Fenster, Türen, Öfen, Fußböden) und der Nutzungen (Handwerk, Handel, Einlieger) sowie über archäologisch geborgene Alltagsgegenstände. Selbst die typologischen Aspekte der Häuser sind noch nicht abgeschlossen: Neben regionalen und zeitlichen Unterschieden zeichnen sich verschiedene Formen und Größen für Ackerbürger, Handwerker- und Gewerbestraßen ab. In den Innenhöfen gab es zugehörige Wirtschafts- und Speicherbauten, die teilweise sogar Turmcharakter erhielten. Zudem finden sich in großer Zahl herausragende Patrizier-, Adels-, Stifts- und Bischofshöfe, die unterschiedlich privilegiert waren und dies auch baulich mit Zinnengiebeln, Türmchen und Erkern manifestierten. Isoliert entwickelten sich die bürgerlichen Rathäuser mit ihren großen Ratsstuben und den repräsentativen Türmen sowie jüdische Viertel mit ihrer zentralen Synagoge.

Widerlegt sind hingegen Theorien zur schrittweisen „Versteinerung“ erster Holzbauten. So sind zahlreiche frühe steinerne Monumentalhäuser belegt, während späte untergeordnete Holzgebäude manchmal bis in unsere Zeit Bestand haben. Offensichtlich wurde in zukunftssträchtiger Denkweise je nach Erfordernis der ursprüngliche massive Kernbau immer nur additiv erweitert und aufgestockt, selten aber total erneuert. Das steht im klaren Gegensatz zur heutigen Wegwerfgesellschaft, in der allzu oft einzigartige Bauten unreflektiert für immer verloren gehen.



*In einem ehemaligen Bürgerhaus in Brunn am Gebirge wurden 2017 verschiedene klassizistische Salons mit reicher Ausmalung entdeckt. Darunter gab es einen „Gartensaal“ mit unterschiedlichen Pflanzen und Tieren.*



*Beethovenhaus Baden:  
In der von Beethoven als  
Sommerfrische gemie-  
teten Wohnung hat sich  
die zeittypische Ausstat-  
tung eines gehobenen bür-  
gerlichen Wohnzimmers  
erhalten.*

Einen besonders repräsentativen Aspekt bildeten die Raumschalen. Ging man früher von klar dem Adelsstandard nachgeordneten bürgerlichen Wohnräumen aus, hat sich dieses Bild durch den Fund ungezählter großformatiger Fresken relativiert. Seit dem Spätmittelalter gehörten aufwändige Stuben zum Standard des gehobenen Bürgertums. Von Baden bis Wolkersdorf finden sich in Bürgerhäusern monumentale Malereien, die Fantasielandschaften und Gartenszenen ebenso zeigen wie ornamentale Muster und Stoffimitationen.

Als integraler Bestandteil gehörte im Spätmittelalter zu jeder Wohneinheit eine beheizbare mitgemauerte, jedoch zunächst selbsttragende Holzstube, die heute meist nur mehr durch ihre charakteristische Fenstergruppe nachweisbar ist. Nur für den Eingeweihten sind bei Bauarbeiten auch die halbkreisförmigen Abdrücke der ehemaligen Blockwerkwände oder die tiefen Negative ehemaliger Bohlenfachwerke zu erkennen. Raumseitig waren sie oft tischlermäßig gestaltet, bemalt oder mit Stoff behangen. In der Renaissance wurden sie allgemein durch getäfelte Stuben und bemalte bzw. geschnitzte Holzdecken abgelöst. Während die Vertäfelungen heute bis auf die horizontalen Polsterhölzer verschwunden sind, tauchen immer wieder

unter späterem Putz die originalen geschnitzten Holzdecken auf. Den Mittelpunkt der Stuben bildeten großformatige Kachelöfen mit aufwändigem Zierrat.

Ab dem Barock gab es neben dem Hauptraum weitere gestaffelte Salons mit unterschiedlichem Dekor, die dem zeitgenössischen Schlossbau kaum nachstanden. So sind ähnlich reiche Roccaillen ebenso oft belegt wie bunte Rahmengliederungen und plastische Stuckspiegeldecken. Im 19. Jahrhundert setzten sich detailreiche Schablonenmuster durch, die alle größeren Räume überzogen. Diese deutlichen Belege für das historische Selbstbewusstsein der Bürgerschaft sind heute meist übermalt und vergessen. Umso wichtiger ist es, selbst bei scheinbar kleinen Durchbrüchen und Elektroarbeiten vorher von einem Bauforscher oder Restaurator nachsehen zu lassen, um keine großflächige Wandgestaltung nachhaltig zu zerstören.

Die Bedeutung von bauhistorischen Untersuchungen am Bürgerhaus ist heute unumstritten. Im Planungs- und Beurteilungsprozess sind sie unerlässlich, für den Bauherrn höchst anschaulich und für folgende Generationen werden sie durch ihren Dokumentationscharakter selbst zur Quelle. Zudem bieten sie der geschichtlichen Forschung einzigartige Grundlagen für tieferegehende Studien sowie für gesamtheitliche Vergleiche. Wir alle sind gefordert, diese Informationen intensiv aufzugreifen und die einzelnen Baudenkmale in der österreichischen Kulturgeschichte zu verankern, um ihre Wertschätzung in der Gesellschaft zu erhöhen und somit einen wichtigen Beitrag zum Erhalt zu leisten. Hier schließt sich auch der Bogen – Vermittlung und Schutz bilden eine untrennbare Einheit, die im verknüpften Miteinander die besten Ergebnisse bringt.

## Phönix aus der Asche

### Renngasse 7, Baden

*Richard Messner  
l-m-architekten*

Ein Dachbodenbrand im Jahre 2012 breitete sich in einer windigen Nacht rasant aus und richtete großen Schaden am zweigeschossigen Bürgerhaus „Zum grünen Jäger“ in Baden an. Der gesamte Dachstuhl brannte ab und das Löschwasser griff die Tragstruktur der Decken an. Durch gezielte Sofortmaßnahmen wie einer provisorischen Dacheindeckung und einer dachbodenseitigen Ertüchtigung der Decken, konnte die Stuckausstattung im Obergeschoss gerettet werden. Der durchnässte Putz an den Wänden wurde abgeschlagen und die Zeit bis zur vollständigen

Austrocknung genutzt, um das Gebäude bauhistorisch zu untersuchen und damit eine solide Basis für die geplante Revitalisierung zu schaffen.

Auf dem ältesten Plan der Stadt Baden von Johann Georg Kolbe aus dem Jahr 1795 ist das Haus in der Renngasse bereits in der noch heute bestehenden Grundrissform zu sehen. Die Straßenseite dieses Bürgerhauses aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit einem noch älteren Kernbau lässt nicht erahnen, wie reichhaltig die baukünstlerische Ausstattung der Innenräume gewesen ist. Da keine Fußböden im Originalzustand erhalten sind, reduzieren sich die qualitativ hochwertigen Details auf die Stuckdecken und die ansatzweise erhaltene Farbfassung der Wände. Interessant ist, wie „unkompliziert“ weltliche- und biblische Motive in den Raumsequenzen abgewechselt wurden. Einem imposanten Doppeladler folgt eine Darstellung von Adam und Eva. Deren Unterleibe fielen leider einer Raumteilung zum Opfer und sind nicht mehr erhalten. Eine sehr schöne Arbeit stellt der Zyklus „Flucht nach Ägypten“ dar. Die Raumecken dieses Stuckaturreliefs wurden mit Landschaftsmotiven



*Innenhof*





des Morgenlandes und heute humorvoll wirkenden Darstellungen von exotischen Vögeln ausgestattet. Die Decken der Gangbereiche zieren Puten mit Jahreszeitenmedaillons Herbst und Winter.

Nachdem Tapeten und einige Farbschichten im ältesten Gebäude teil, dem spätmittelalterlichen Hofstöckl aus dem 16. Jahrhundert, entfernt wurden, kamen Fragmente von Wandmalereien mit floralen Elementen zum Vorschein, die sich in die Spätgotik datieren ließen. Nach einer umsichtigen Freilegung und einer äußert zurückhaltenden Konsolidierung des Farbauftrages wurden Umfang und Schönheit der Motive erkennbar. Eine figurale Komposition mit einer knienden Frau ergänzte die anfangs sichtbare, einfachere Bildkomposition. Obwohl eine Wohnnutzung bereits feststand, wurde trotzdem eine großflächige Freilegung und Restaurierung der Wandmalereien durchgeführt. Den künftigen Mietern wird der Wert dieses kulturhistorischen Schatzes näher

gebracht und ein pfleglicher Umgang damit im Mietvertrag verankert. Obwohl die Planungsphase bis zur Einreichung bereits abgeschlossen war, bedingte eine geänderte Nutzungsanforderung eine nochmalige Betrachtung der Gesamtsituation und eine erneute Abstimmung mit dem Bundesdenkmalamt. Die ursprünglich geplante Wiederherstellung der Wohnungen im Hoftrakt wurde durch die Implementierung einer Tagesbetreuungseinrichtung für Kinder ersetzt. Der ruhige Innenhof eignete sich dafür besonders gut, es musste allerdings ein heller und relativ großer Bewegungsraum geschaffen werden, der im Bestand nicht zu realisieren war. Der bisher offene Innenhof wurde daher mit einem Zubau aus Holzfertigteilen geschlossen. Die bewusste Wahl neuer Materialien, in diesem Fall grün patiniertes Kupfer für die Fassade, signalisiert eine neue Zeitebene. Es wurde nicht versucht, diese nutzungsbedingte Intervention zu kaschieren, sondern die notwendige Raumerweiterung mit Gefühl

*Die Stuckdecke wurde vor der Renovierung im Zuge eines Umbaus beschnitten.*

für Proportion und Farbgebung in den Bestand zu integrieren. Das Foyer wurde beidseitig transparent ausgeführt, was der Vorgabe eines offenen Innenhofes nahe kommt.

Die Befundung des straßenseitigen Hauptgebäudes ergab einen weichen, cremefarbenen Farbton der Fassade. Zur Stärkung des Ensemblecharakters wurde diese Farbe auch zur Fassung des Stöcklgebäudes und des langen Hofflügels eingesetzt. Ein strukturell und stilistisch prägendes Element stellt die Außenerschließung über die Pawlatschengänge dar. Historische Türen und Fenster wurden wieder gängig gemacht und blieben somit erhalten. Da der Brand die ursprüngliche Dachdeckung vollkommen zerstörte, wurde eine neue Dachdeckung mit historischen Ziegelprofilen gewählt, allerdings ohne eine Patinierung, die den Eindruck einer Originaldeckung erwecken könnte. Die Gebäudehöhen, die vor dem Brand bestanden, wurden eingehalten, der Dachboden folgt in seiner Kontur weitgehend der ursprünglichen Ausformung. Auf einen Dachbodenausbau und den damit verbundenen Einbau von Dachflächenfenstern und Dachgaupen wurde verzichtet.

Dieses Restaurierungsbeispiel zeigt, wie durch die sorgfältige Analyse des Gebäudebestandes und einen ausgewogenen Einsatz neuer Gestaltungsmittel der Gesamteindruck eines repräsentativen Bürgerhauses der Kurstadt Baden wiederhergestellt werden konnte.

## Zur Sanierung der Altstadt in Sibiu (Hermannstadt)

*Liviu Gligor*

Am Fuß der Karpaten gelegen, am Ufer des Flusses Cibin, stellt die rumänische Stadt Sibiu (deutsch Hermannstadt) mit ihrer 800-jährigen Geschichte ein architektonisch, urbanistisch und kulturell einmaliges Gebilde dar. Archäologische Zeugnisse aus der Petresti-Kultur der frühen Bronzezeit, der Coțofeni- und Wietenberg-Kulturen, der Basarabi-Kultur vom Typ Hallstatt wie auch aus der Latènezeit belegen, dass das Stadtgebiet bereits im Neolithikum von Menschen bewohnt war. Die Stadt, wie wir sie heute kennen, entstand durch die Fusion zweier, ursprünglich

getrennter, auf dem unteren bzw. oberen Ufer des Flusses gelegener Teile, die noch heute als Stadtteilnamen „Untere Stadt“ und „Obere Stadt“ existieren.

Auf dem oberen Plateau findet sich der Kern des heutigen Sibiu, die ältesten dort errichteten Gebäude datieren aus der Zeit um 1150. Sibiu wird um 1175 erstmals schriftlich erwähnt, die erste schriftliche Erwähnung des deutschen Namens Hermannsdorf stammt aus dem Jahr 1223, der Name Hermannstadt lässt sich erstmals 1366 nachweisen.

Nachdem die Siedlung 1242 von Tataren vollständig zerstört worden war, wurde sie neu aufgebaut und wuchs seitdem kontinuierlich. Im Jahr 1376 gab es 19 Zünfte, die 25 Handwerksarten umfassten. Sibiu bildete mit Brașov (Kronstadt), Mediaș (Mediasch), Sighișoara (Schässburg), Sebeș (Mühlbach), Rupea (Reps) und Bistrița (Bistritz) Siebenbürgen als Gruppe von sieben mittelalterlichen urbanen Siedlungen in Transsilvanien. Umgeben von starken Befestigungsanlagen erreichte die Bebauung um das Jahr 1600 die geschützte historische Zone von heute. Unter dem Druck der Modernisierung der Stadt begann



*Die evangelisch-lutherische (A.B.)  
Marien-Kirche, Gesamtansicht  
Richtung Unterstadt*

ab Mitte des 19. Jahrhunderts der Abriss alter Gebäude und historischer Befestigungsanlagen. In wirtschaftlicher Hinsicht machte die Stadt im 19. Jahrhundert große Fortschritte: Zwischen 1840 und 1918 gab es 33 Fabriken. Infolge des Abrisses der Mehrzahl der Befestigungsanlagen in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts und durch die Zerstörungen in den letzten Jahren des Kommunismus gingen leider wichtige Teile der historischen Bausubstanz verloren.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war Sibiu eine beispielhaft multiethnische Stadt: Im Jahr 1930 zählte man 49.345 Einwohner, davon 44% Deutsche, 38% Rumänen, 13% Ungarn und 3% Juden. Diese Prozentzahlen änderten sich nach dem Zweiten Weltkrieg sowie insbesondere durch die massive Abwanderung der deutschen Bevölkerung nach 1989. Um

1990 schien Sibiu eine graue Stadt, ein erschöpfter urbaner Organismus mit nur noch schwachen Lebenszeichen. Wirtschaftliches, soziokulturelles und menschliches Potential war vorhanden, aber es bedurfte einer Mobilisierung und eines Neuanfanges. Erst nach mehr als einem Jahrzehnt begann sich das Leben zu entwickeln, das die Stadt heute charakterisiert, geprägt von zahlreichen kulturellen Events in festlicher und anregender Atmosphäre. Der Weg dorthin führte über mehrere wichtige Faktoren, die synchron geschahen. Entscheidend war, dass die Menschen vor Ort es geschafft haben, mit Blick auf die Möglichkeiten, die sich ihnen boten, auf lokaler, regionaler, nationaler und internationaler Ebene tätig zu werden. Noch bevor Sibiu 2007 neben Luxemburg Europäische Kulturhauptstadt wurde, startete die deutsche Gesellschaft für Technische

Zusammenarbeit im September 1999 gemeinsam mit der Stadtverwaltung von Sibiu eine rumänisch-deutsche Kooperation zur Sanierung des historischen Stadtzentrums. Neben anderen wirkungsvollen Aktivitäten auf ökonomischer, kultureller und sozialer Ebene spielten die Arbeiten der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit zwischen 2000 und 2007 eine wichtige und auch symbolhafte Rolle.

Grundlegendes Ziel und Strategie des Projektes war die Entwicklung lokaler, nachhaltig wirkender Kapazitäten zur Sanierung der Altstadt. Eine Gruppe deutscher Spezialisten und Experten stellte zusammen mit rumänischen Kollegen (mehrheitlich aus Sibiu) die Humanressourcen, um das Projekt zu organisieren, auszuarbeiten und umzusetzen. Auf Basis von beständigem Erfahrungsaustausch mit den deutschen Kollegen startete man Gratis-Beratungen für Bewohner, Eigentümer und Mieter sowie für Institutionen, die im Besitz von Gebäuden in der Altstadt waren oder in solchen arbeiteten. Auf diese Weise konnten die wichtigsten technischen Probleme, denen man bei der Bausubstanz der Altstadt gegenüberstand, identifiziert und die effizientesten Lösungen gefunden werden.

Das Projekt konzentrierte sich auf zwei Grundkomponenten: die beispielhafte Sanierung einzelner Bauwerke sowie die Unterstützung der Revitalisierung des sozialen und wirtschaftlichen städtischen Umfelds.



*Der Große Ring,  
Blick Richtung Rathausurm*



*Luftperspektive Richtung Kleiner Ring, im Vordergrund das Haus Luxemburg.*

Grundlage war der „Strategische Aktions-Jahresplan“, der in Rücksprache mit dem Bürgermeisteramt ausgearbeitet wurde. Parallel dazu wurden auf Basis von Wünschen der Bürger, die ein Beratungsbüro erhob, mehrere Pakete mit spezifischen Teil-Interventionen entwickelt, die auf die Sanierung von architektonischen Komponenten abzielten.

Statt umfassende Eingriffe mit punktuellm Charakter an einer eher geringen Anzahl von Gebäuden durchzuführen, die in der Anfangsstrategie des Projektes enthalten waren, orientierte sich das Projekt während seiner Laufzeit um. Aufgrund der zahlreichen Anträge aus der Bevölkerung setzte man auf partielle Eingriffe, auf spezielle, von den Nutzern bzw. Besitzern der Gebäude definierte Themen. Mit Blick auf den jeweiligen Dringlichkeitsgrad, den baulichen Zustand und auf Good-Practice-Beispiele wurden die Sanierung von Fassaden und von historischen Holz(eingangs)toren, die Sicherung von Gebäuden, die



Reparatur von Dachstühlen, die Sanierung historischer Fenster, die Beseitigung von Feuchtigkeitsschäden sowie die Reparatur der Uhrwerke in den Türmen der Stadt angegangen. Etwa 300 Fälle wurden dank effektiver Arbeiten abgeschlossen, ohne dass die Bewohner die Gebäude verlassen mussten. Insgesamt sind rund 1.000 Immobilien in der historischen Stadt registriert.

Auch die soziale Dimension der Interventionen fand Berücksichtigung. Die Kosten wurden möglichst niedrig gehalten, um die finanzielle Belastung für die Hauseigentümer moderat zu gestalten und keine unkontrollierbare Steigerung der Immobilienwerte und damit verbunden keine steile Erhöhung

der Mieten zu verursachen. Das Projekt profitierte dabei von nicht rückzahlbaren finanziellen Förderungen. Planung und Durchführung der Bauarbeiten für die Bürger der Stadt wurden vom deutschen Entwicklungsministerium mitfinanziert. Der Anteil betrug 60 bis 70% sowie bis zu 90% in sozialen Härtefällen, in denen das Projekt spezielle Beratungen und Lösungen umfasste.

Ein wichtiges Ziel war weiters die Schulung von Professionisten durch Erfahrungsaustausch, Konferenzen und Weiterbildungsangebote für Architekten, Bauingenieure, Bauunternehmer und Restaurierungs-Spezialisten. Seit 2003 bietet die Bukarester Universität für Architektur und Stadtplanung „Ion Mincu“ in Sibiu ein dreijähriges Bachelor-Studium mit Spezialisierung auf architektonische Konservierung und Restaurierung an. Die Studenten profitierten im Rahmen praktischer Schmiede-, Zimmermanns-, Maurer- und



*Architekturstudierende bei Restaurierungsarbeiten an einem Ornament der Fassade des Gebäudes in der Andrei-Şaguna-Straße Nr. 6*



Steinmetz-Workshops von der Sanierung des historischen Zentrums der Stadt. 2005 restaurierten Studierende des 2. und 3. Jahrganges ein Fragment der Innenwand im Haus Luxemburg, das heute im Café Atrium zu sehen ist. Studierende der 2. Jahrganges restaurierten 2005 in Kooperation mit dem Labor für Steinrestaurierungen des Nationalmuseum Brukenthal unter Assistenz und Führung eines Stein-Restaurators ein Ornament an der Fassade in der Saguna-Straße Nr. 6. Im Jahr 2018 wirkten Studierende an der Erstellung einer Studie für eine Fassade eines Gebäudes in der Cetatii-Straße mit. Die praktischen Arbeiten und die Spezialisierungsprojekte der Studierenden thematisieren stets konkrete Fälle aus der Stadt.

Zwischen 2005 und 2007, bevor Sibiu Europäische Kulturhauptstadt wurde, wurde im Rahmen eines umfangreichen Programmes, welches das rumänische Kulturministerium durchführte, die städtische

Infrastruktur modernisiert, Hausdächer wurden saniert, Fassaden, Straßenpflaster und die Innenhöfe der Gebäude am Großen Ring, am Kleinen Ring und am Huet-Platz sowie die Gehwege und wichtige Straßen in der Oberen und Unteren Stadt wurden instand gesetzt. Das finanzielle Volumen lag bei 52 Millionen Euro.

Die Bemühungen um die Sanierung der Infrastruktur in der historischen Altstadt setzen sich bis in die Gegenwart fort. Sibiu ist heute eine multiethnische, multikulturelle und multikonfessionelle Stadt. Die an Symbolik reiche historische Bausubstanz umfasst sakrale Gebäude vieler Konfessionen und beachtlichen Alters, unter anderem: evangelisch-lutherische Kirche A.B. (vorreformatorisch erbaut, 1371–1520); Ursulinenkirche (römisch-katholisch, heute auch von der griechisch-orthodoxen Gemeinde genutzt, 15. Jahrhundert); calvinistisch-reformierte Kirche (1786); Synagoge (1899);

Metropolitan-Kathedrale (orthodox, 1902–1906). Der ASTRA National-Museumskomplex, das Brukenthal-Museum, das Nationaltheater „Radu Stanca“, die Staats-Philharmonie sowie die Lucian-Bloga-Universität repräsentieren als Institutionen die kulturelle Bedeutung der Stadt. Die Stadtverwaltung arbeitet an der Finalisierung eines nachhaltigen Programms für den öffentlichen Nahverkehr und für Fußgänger sowie für Grünflächen für Sport und Erholung. Sie setzt auf die drei Agenden Kultur, Sport und Gemeinwesen, um für die notwendigen Verbesserungen im Bereich Service und Lebensqualität, aber auch für die ständig wachsenden Erwartungen an touristische Angebote gewappnet zu sein.

*Der Große Ring, Blick auf Jesuitenkirche (römisch-katholisch), Bürgermeisteramt, Nationalmuseum Brukenthal und Blaues Haus*



Auf den folgenden Seiten informieren wir Sie über die wichtigsten derzeit laufenden Restaurierungen und die anstehenden Probleme im Bereich der Denkmalpflege in Niederösterreich.

*Beiträge von Franz Beicht, Gerold Eßer, Margit Kohlert, Martin Obenaus, Patrick Schicht, Bärbel Urban-Leschnig*

### **Eggenburg, Hauptplatz 11, Außen- sanierung – Wiederherstellung von Holzkastenfestern**

Der im Kern aus dem 16. Jahrhundert stammende zweigeschossige Eckbau weist zum Hauptplatz eine Fassade mit unregelmäßigen Fensterachsen auf. Das Erdgeschoss wurde im 20. Jahrhundert teilweise für Geschäftszwecke adaptiert. Die nunmehr durchgeführte Außensanierung beinhaltet die zimmermannsmäßige Reparatur des Dachstuhls und die Dachneueindeckung. Der bestehende Putz der durch Abwitterung bereits stark angegriffenen Fassade wurde ausgebessert, die Gliederung mit dem verlorengegangenen Horizontalband ergänzt und die gesamte Putzoberfläche nach Befund neu gefärbelt. Im

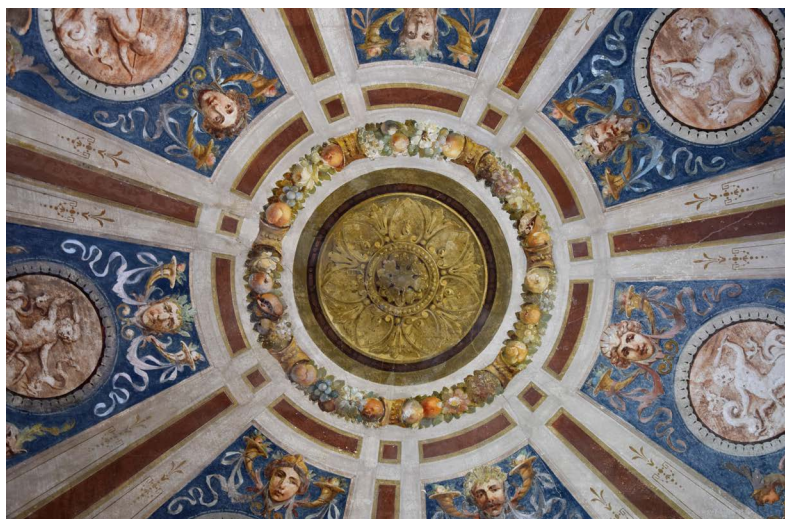
Zuge der Fassadensanierung konnten die neuzeitlichen Fenster im Obergeschoss ausgebaut und durch rekonstruierte Holzkastenfenster, analog zu den noch im Erdgeschoss vorhandenen historischen Kastenfestern ersetzt werden. Nach Abschluss der Sanierungsarbeiten präsentiert sich das Gebäude in seinem ursprünglichen Erscheinungsbild und trägt nun wesentlich zur Schönheit des bedeutenden Ensembles Hauptplatz Eggenburg bei. (BUL)

### **Kaltenleutgeben, Professorenvilla**

Im Rahmen der Renovierung von Wohnungen bzw. deren Umnutzung als Gemeindemuseum und Archiv wurden in einem Eckraum unter Tapeten völlig unerwartete Wand- und Deckengemälde entdeckt. Die Villa

*Eggenburg, Hauptplatz  
(unten)*

*Kaltenleutgeben, Professorenvilla  
(rechts)*







*Krumbach, Museumsdorf, Tannbauer*

war einst im Verbund mit einer großformatigen Kaltwasser-Heilanstalt, die 1865 von Professor Wilhelm Winter-nutz als Vorläufer der modernen Physiotherapie gegründet wurde. Um sie und die ältere Wasserheilanstalt von Vincenz Prießnitz entwickelte sich die kleine Wienerwald-Gemeinde zum berühmten Kurort, wo sich etwa auch Henryk Sienkiewicz und Mark Twain behandeln ließen. Nach den Zerstörungen des 2. Weltkriegs blieb von der Anstalt nur dieser schmucke Villenbau erhalten. Der überaus prächtig ausgemalte Raum in der Beletage war zum Freigelände der Kuranstalt orientiert und diente vielleicht als Büro des Professors. An der Decke dominieren in reich ornamentierten geometrischen Feldern frei gezeichnete Darstellungen der Nereiden, Nymphen aus der griechischen Mythologie. Die hohe künstlerische Qualität ist durchaus mit Gegenbeispielen der Wiener Ringstraße zu vergleichen. An den Wänden gab es zunächst gemäß Dübelreihen

eine Wandbespannung, die bald durch eine intensive farbige Ausmalung ersetzt wurde. Auf Initiative der Gemeinde wurden die wertvollen Malereien nun durch einen Restaurator gesichert, gereinigt und fast ohne Ergänzung wieder lesbar gemacht. Die Elektrik wurde ebenso rückgeführt wie der historische Holzfußboden. Es zeigt sich, dass bei Altbauten überall mit derartigen Entdeckungen zu rechnen ist und nur ein behutsames Vorgehen eine unabsichtliche Zerstörung ansehnlicher Kunstwerke verhindern kann. (PS)

#### **Krumbach, Museumsdorf**

In Krumbach erzählt das rund um das ehemalige Bürgerspital aus dem Jahr 1571 errichtete Museumsdorf vom Leben der Menschen in der buckligen Welt. Die attraktive Präsentation bäuerlicher Bauwerke konnte nun im Zuge einer Initiative der Gemeinde Krumbach zur Übertragung des ursprünglich in der

Ortschaft Unterhaus stehenden Tannbauern in das Museumsdorf um ein weiteres interessantes Objekt ergänzt werden. Dem Grundgedanken einer möglichst objektgetreuen Wiedererrichtung des Bauwerks folgend wurde in Übereinstimmung mit den international etablierten Standards der Bau- denkmalspflege für Translozierungen ein mehrjähriger Prozess der Vorbereitung und Umsetzung ins Werk gesetzt, der als österreichweit beispielgebend gelten kann. Von besonderer Bedeutung waren dabei die 2015–2017 betriebenen archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen und Dokumentationen des Objekts am alten Standort vor sowie auch während des kontrollierten Abbaus. Diese Vorarbeiten ergaben eine Vielzahl von Erkenntnissen zur Bau-, Nutzungs- und Verfallsgeschichte des im frühen 16. Jahrhundert errichteten Wohnspeicherhauses als Teil eines Gehöfts der dem Schloss Krumbach zugehörigen Burgsiedlung. Der Wiederaufbau konnte auf diese Weise – auf umfangreichen Dokumentationen aufbauend – mit der gleichen Akribie und Detailtreue umgesetzt werden. Dabei wurden sämtliche Holzbauteile sowie auch die farblich gefassten Putzdekorationen des Innen- und Außenbaus übertragen. Der Steinbau wurde unter Verwendung des Originalmaterials als Bruchsteinmauerwerk entsprechend den Vorgaben des Bestandes neu aufgesetzt. Der Tannbauer erzählt nun am neuen Standort nicht nur seine eigene Geschichte, sondern vermittelt auch einen direkten Zugang zu den Vorgehensweisen



*Schloss Laxenburg, Schlosstheater  
(links)  
Mistelbach, Dreifaltigkeitssäule  
(unten)*

in der Erforschung, Dokumentation und Restaurierung denkmalwürdiger historischer Objekte. (GE)

#### **Laxenburg, Schloss, brandschutz-technische Adaptierung**

Die Gebäude des ehemaligen kaiserlichen Lustschlosses in Laxenburg beherbergen eine Reihe unterschiedlicher Institutionen mit Öffentlichkeitscharakter. Aus diesem Grund waren Adaptierungen zur Umsetzung der gesetzlichen Anforderungen an den baulichen Brandschutz in großen Teilen der barocken Schlossanlage erforderlich. Diese wurden im Zuge eines Mehrjahresprojekts in den Bereichen Blauer Hof (Neues Schloss) mit den Nebentrakten, Speisesaaltrakt und Theater umgesetzt. Eine besondere Herausforderung war es, den für barocke Großanlagen typischen Charakter der langen und durch rhythmisiert gesetzte Seitenfenster belichteten Erschließungsgänge zu bewahren. In Abstimmung mit dem Bauherrn und den ausführenden Firmen konnten dafür ansprechende Detaillösungen entwickelt und baulich implementiert

werden. Ein Schwerpunkt der Arbeiten lag auf einer parallel zu diesen Maßnahmen geführten baulichen Überarbeitung des in Zukunft noch intensiver als Veranstaltungssaal nutzbaren ehemaligen Schlosstheaters. Der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts für Kongresszwecke umgestaltete ehemalige Bühnenbereich wurde entsprechend der gewandelten Nutzungsanforderungen baulich überarbeitet und präsentiert sich nun wieder als ein selbstbewusster Gegenpart im Dialog mit der historischen Theaterarchitektur. (GE)

#### **Mistelbach, Dreifaltigkeitssäule, Restaurierung**

Die nach einem Gelöbnis eines Mistelbacher Bürgers anlässlich einer Pestepidemie errichtete Dreifaltigkeitssäule steht direkt vor dem Rathaus am Hauptplatz von Mistelbach. Sie ist von der Figurengruppe der heiligen Dreifaltigkeit auf einer schlanken Wolken- und Puttensäule bekrönt und von vier Skulpturen – den Heiligen Rochus, Sebastian, Karl Borromäus und Benno – auf den Ecken

der Balusterbrüstung umgeben. Die gesamte Anlage wurde seit ihrer Errichtung 1680 bereits mehrmals restauriert. Aufgrund des schlechten allgemeinen Erhaltungszustandes, hervorgerufen durch Verwitterung und mangelnde Pflege, wurde eine neuerliche Restaurierung unumgänglich. Die stark geschädigten Heiligenfiguren mussten bereits im Vorfeld abgebaut und zwischengelagert werden. Im Zuge der Restaurierung wurde dann auch die Balustrade abgebaut, um den desolaten Unterbau zu erneuern. Die Säule selbst wurde an ihrem Ort belassen und restauriert. Nach der Neuerrichtung eines Fundaments konnte die Balusterbrüstung samt Skulpturen wieder aufgestellt werden. Die Restaurierung der Steinteile umfasste die





*Rehberg, röm.-kath. Filialkirche,  
Fresko hl. Christophorus  
(rechts)  
Neunkirchen, Dreifaltigkeitssäule  
(unten)*

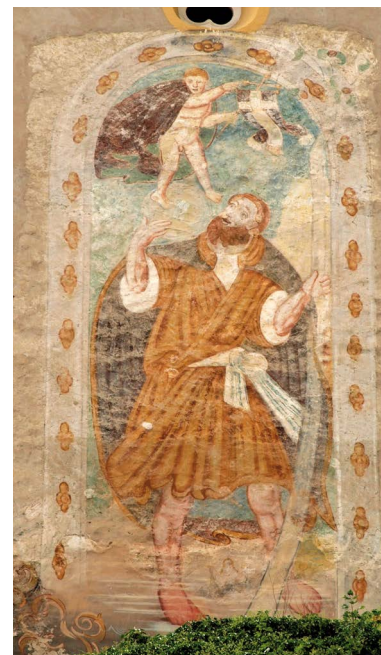
Festigung und Reinigung der Oberflächen sowie die Ergänzung fehlender Steinteile. Rostende Befestigungen wurden entfernt, formal unpassende Ergänzungen ausgetauscht und abschließend eine Schlämme aufgebracht. Durch die abgeschlossene Restaurierung ist nun der Bestand der künstlerisch eindrucksvollen Dreifaltigkeitssäule, ganz wesentlich auch durch die vertraglich vereinbarten künftigen Pflegemaßnahmen, für die nächsten Generationen gesichert. (BUL)

#### **Neunkirchen, Dreifaltigkeitssäule, Gesamtrestaurierung**

Die Dreifaltigkeitssäule am Hauptplatz in Neunkirchen zählt mit ihrem überaus reichen Figurenschmuck zu den prächtigsten ihrer Art in



Niederösterreich. Bereits anlässlich der Errichtung in den Jahren 1723–25 zeichnete sich die Neunkirchner Bürgerschaft durch ein besonderes, über finanzielle Beteiligungen weit hinausgehendes Engagement aus. Das 13 Meter hohe, mit 22 Figuren geschmückte hochbarocke Bauwerk wurde nach Entwürfen des Malers Michael Hackhofer durch den Wiener Neustädter Bildhauer Andreas Schillauf gefertigt. Auch die seit 2018 ins Werk gesetzte, im Laufe des Denkmalebens bereits siebte Restaurierungskampagne wurde wie alle vorausgegangenen durch ein lebhaftes Interesse seitens der Bevölkerung begleitet und zu großen Teilen durch diese mitfinanziert. Den Arbeiten waren seit 2014 umfangreiche Archivrecherchen und systematische restauratorische Befundungen und Dokumentationen vorausgegangen. Einer dreidimensionalen Vermessung und fotogrammetrischen Abbildung des Objekts folgte die detailgenaue Dokumentation des Bestandes und Zustandes aller Bauteile und Figuren in der Form eines Figurenkatalogs. Sämtliche Maßnahmen konnten daher mit großer Zielgenauigkeit vorgeplant und kostenmäßig erfasst werden. Auf den Erfahrungen der gut dokumentierten letzten beiden Restaurierungen aufbauend wurde schließlich in Übereinstimmung mit allen Beteiligten das Restaurierungsziel einer gepflegten, alterswertigen Erscheinung des Objekts definiert. Das wissenschaftlich abgesicherte Ergebnis der Maßnahmen spiegelt in mehrfacher Hinsicht den aktuellen denkmalfachlichen Erkenntnisstand in der Restaurierung vergleichbarer Objekte. (GE)



#### **Rehberg, röm.-kath. Filialkirche Zur Enthauptung des hl. Johannes des Täufers, Kirchturm, Konservierung des Freskos hl. Christophorus**

Auf einem steilen Felsporn über dem Kremstal erhebt sich – mit einbezogen in die langgestreckte, vor etwa 30 Jahren archäologisch freigelegte Burganlage – die im Kern romanische, gotisch erweiterte und barock überformte Filialkirche mit einem mächtigen Turm im Osten und einer ostwärts zur Krems gerichteten großen Fresko-Darstellung des hl. Christophorus, die wohl aus dem beginnenden 16. Jahrhundert stammt. Vor einigen Jahren arbeitete eine Studentin der Akademie der Bildenden Künste über die Wandmalereien im Apsisbereich der Kirche und kam zu interessanten bauhistorischen und restauratorischen Ergebnissen. Durch die Bemühungen der Pfarrgemeinde konnte nun die bereits lange angestrebte





Konservierung der stark exponierten Fassadenmalerei angegangen werden. Bei der letzten Restaurierung bzw. Freilegung vor vielen Jahrzehnten war im unteren Bildbereich der Putz erneuert sowie die Darstellung rekonstruiert worden. Der originale, die Malerei tragende Putz zeigte schon Risse, absandende Bereiche, Hohlstellen und Blasenbildungen. Außerdem waren bei den Malschichten Schollenbildungen und Verunreinigungen u.a. von Vogel-Exkrementen zu erkennen. Zwei junge Restauratorinnen haben nun in intensiver Arbeit auf dem hohen Gerüst den Putz und die Wandmalereien gefestigt, hinterfüllt, die Oberflächen gereinigt und danach Putzkittungen und Retuschen an den Malereien vorgenommen. Es ist zu hoffen, dass die Außenkonservierung dieser bedeutenden Kirche in den nächsten Jahren – hierfür ist ein Studienplan in Ausarbeitung – mit dieser ersten Initiative einen kräftigen Anstoß bekommen hat. (FB)

*Überblick über die Baubefunde in der Pfarrkirche Hl. Pankraz in Reinprechtspölla, im Bereich des barocken Querschiffes die Reste des romanischen Chorquadrates*

### **Reinprechtspölla, romanische Chorquadratkirche**

Im Rahmen der von der Pfarrgemeinde durchgeführten Abtiefungsarbeiten zum Einbau einer Fußbodenheizung in der Pfarrkirche Hl. Pankraz in Reinprechtspölla wurden Ende März 2019 historische Mauerstrukturen aufgedeckt und dem Bundesdenkmalamt gemeldet. Ein erster Lokalausweis ließ bereits an die ehemalige Chorgestaltung des romanischen Kirchenbaues denken, der zugunsten des Anbaues eines Querschiffes und eines neuen Chores zwischen 1735 und 1737 abgetragen worden war. Mit der baubegleitenden, an den Arbeitsfortschritt angepassten jahrhundert archäologischen Maßnahme wurde ab dem 2. April begonnen. Im Rahmen der Maßnahme gelang es schließlich, den nahezu vollständig erhaltenen Grundriss des Ostabschlusses der romanischen Chorquadratkirche aus der Zeit um oder vor 1200 freizulegen, deren Langhaus noch aufgehend im Baubestand erhalten ist (bereits vor 1213 gelangte die Pfarre an das Chorherrenstift Klosterneuburg). Somit ist nun eine Komplettrekonstruktion des frühen Kirchenbaues möglich. Nebenbei besteht die berechnete Vermutung, dass im Bereich des heutigen Pfarrhofes eine ehemalige Niederungsburg vorliegt, was eine hochmittelalterliche Burg-Kirchen-Kombination nahelegt. Das nur schwach eingezogene

Chorquadrat setzt mit seinen Schultern in der Höhe des heutigen Querschiffes an das erhaltene romanische Langhaus an. Der ursprüngliche Triumphbogen (zwischen Langhaus und Chor) besaß eine äußerst geringe Breite von nur knapp zwei Metern und wurde später verbreitert. In der Mitte der Westwand des Langhauses (heutiger Westeingang) geben die Reste eines mitgemauerten Pfeilers sowie ein knapp östlich davon liegender Säulenrest Hinweise auf die romanische Empore. Im Inneren des älteren Kirchenbaues bestanden zwei Bodenniveaus, wovon der ältere Steinplattenboden des Spätmittelalters oder der frühen Neuzeit nahezu komplett erhalten war. Der jüngere Bodenbelag aus Zogelsdorfer Kalksandstein erschien hingegen stark fragmentiert. Als Überraschung konnte hier allerdings die sekundär verlegte, wohl dem romanischen Kirchenbau zuzuordnende Altarplatte geborgen werden. Zusammengefasst geben die in ihrer Erhaltung durchaus sensationellen hochmittelalterlichen Baubefunde unter der Pfarrkirche Hl. Pankraz einen guten Einblick in den Kirchenbau zwischen Wald- und Weinviertel in der Frühphase der Pfarrorganisation in diesem Raum.

(Martin Obenaus, SILVA NORTICA Archäologische Dienstleistungen)

### **St. Pölten, Schießstattring 8–10, Hesserkaserne, Fassadenrestaurierung**

Die Gesamtanlage der Hesserkaserne besteht aus drei historischen, zwischen 1890 und 1900 errichteten Kasernen und jüngeren Bauten, die 1957 zu einer weitläufigen Anlage zusammengefasst und tiefgreifend umgebaut wurden. Heute befindet



*St. Pölten, Hesserkasernerne*

sich hier der Sitz des Militärkommandos Niederösterreich. Der älteste Kasernenbau der Anlage, die ehemalige Franz-Josef-Kaserne am südlichen Schießstattring, das eigentliche Kommandogebäude, ist ein langgestrecktes dreigeschossiges Gebäude mit monumentaler Hauptfront, dessen Äußeres 2018 saniert wurde. Seine Fassaden sind in späthistoristischem Stil plastisch gegliedert und bestehen aus Putz auf Basis von Romanzement mit Versatzstücken aus Terrakotta und Gussteilen aus Romanzement im Bereich von Gesimsen, Pilastern, Fensterbekrönungen, wie zum Beispiel Konsolen, Rosetten, Schlusssteine und Kapitelle. Durch das zuletzt aufgebrachte kunstharzdispersionshaltige Anstrichmaterial war der historische Putz teilweise in seiner Festigkeit beeinträchtigt worden. Deswegen musste dieser Anstrich entfernt und durch einen Neuanstrich mit Silikatfarbe ersetzt

werden. Dem vom Restaurator untersuchten historischen Befund entsprechend wurden die gegliederten Fassaden einfarbig in Ocker gestrichen. Nun wirkt die reiche plastische Gliederung durch ihr Licht- und Schattenspiel und unterstützt die monumentale Wirkung des Bauwerks. (MK)

#### **Wiener Neustadt, Kasematten**

Im Rahmen des Um- und Ausbaus der Kasematten zum Standort der Landesausstellung 2019 wurden die historischen Baukörper an der Südwestecke der Stadtbefestigung bauhistorisch und archäologisch untersucht, von späteren Zubauten freigestellt

und sorgfältig restauriert. Auf dem relativ kleinräumigen Areal lässt sich die gesamte Stadtgeschichte nun gut studieren. Den Beginn setzte eine rigorose Rasterstadt mit konsequenter Befestigung aus der Zeit um 1200. Es folgten Verstärkungen mit Zwingern, Flankentürmen und Vorwerken, ehe eine Belagerung durch den ungarischen König Matthias Corvinus einen Großteil zerstörte, der gemäß eingelassener Jahreszahl 1489 wieder aufgebaut wurde. Im mittleren 16. Jahrhundert legte man eine großformatige Bastei vor, die im 17. Jahrhundert eine viereckige Form erhielt. Nach ihrem Abbau blieben Teile der Erdschüttungen erhalten, worin nun bislang völlig unbekannte Befestigungsmauern entdeckt wurden. Als Restaurierziel wurde die authentische Präsentation aller Mauern und Putze in ihrem reduzierten Zustand definiert. Der malerische wie martialische Ruinencharakter wurde bautechnisch unsichtbar konsolidiert, ohne durch moderne Schutzbauten und Ergänzungen optisch beeinträchtigt zu werden. (PS)



*Wiener Neustadt, Kasematten*



Im Oktober 2018 verstarb Univ. Doz. HR Dr. Werner Kitlitschka, der als langjähriger Landeskonservator für Niederösterreich das Land nachhaltig prägte. Werner Kitlitschka studierte Kunstgeschichte, klassische Archäologie und österreichische Geschichte. Noch während der Arbeit an seiner Dissertation trat Werner Kitlitschka in den Dienst des Bundesdenkmalamtes ein. 1974 wurde er zum Landeskonservator von Niederösterreich ernannt, und in dieser Funktion wirkte er 27 Jahre lang bis zu seiner Pensionierung im Jahre 2000.

Im Bundesland mit den meisten Denkmälern fand Werner Kitlitschka ein riesiges Tätigkeitsfeld vor: die Stifte und Klöster, die damals alle gleichzeitig vom Verfall bedroht schienen, viele profane Baudenkmale in privater und öffentlicher Hand, aber auch viele weitere Fälle, für die Engagement sich lohnte. Bauwerke, für die bereits Abbruchbescheide erlassen waren, die aber durch etwas Taktik und viel Überzeugungsarbeit in unsere Zeit hinübergerettet werden konnten. In der langen Amtszeit Dr. Kitlitschkas wurde nicht nur das akut vom Verfall bedrohte Stift Melk völlig wiederhergestellt, sondern nahezu alle anderen Stifte und Klöster Niederösterreichs, aber auch zahlreiche Kirchen, Schlösser und Bürgerhäuser. Seine Verdienste um die Denkmalpflege wurden dann auch mit vielen Ehrungen ausgezeichnet, unter anderem dem Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst, dem Komturkreuz des päpstlichen Silvesterordens mit Stern und dem Goldenen Komturkreuz des Ehrenzeichens für Verdienste um das Bundesland Niederösterreich.

Mit großem Engagement konnte er die Menschen überzeugen und damit viel erreichen und negative Entwicklungen verhindern. Solche Verhandlungserfolge waren nur möglich, weil er sich unablässig um

tragfähige vertrauensvolle Beziehungen zu Entscheidungsträgern und zu den Denkmaleigentümern bemühte. Angesichts des Arbeitsanfalls, den er als Landeskonservator zu bewältigen hatte, beeindruckt seine wissenschaftliche Arbeit, die er neben seinen Dienstpflichten bewerkstelligte. Er befasste sich in insgesamt vier Büchern mit der österreichischen Kunst des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Unzählige Aufsätze in Fachzeitschriften zu Theorie und Praxis der Denkmalpflege und zur österreichischen Kunst bezeugen sein weites kulturelles Interesse.

Werner Kitlitschka war seit 1978 auch als Lehrbeauftragter an der Universität Wien und der Universität für angewandte Kunst tätig. Kurz nach seiner Pensionierung habilitierte er sich mit einer Arbeit über historistische Malerei und intensivierte seine Lehrtätigkeit am Institut für Kunstgeschichte. Nicht nur in der niederösterreichischen Denkmallandschaft hat sein Wirken an fast allen Orten Spuren hinterlassen, alle großen Restaurierungsprojekte der letzten 27 Jahre des 20. Jahrhunderts tragen seine Handschrift. Als Wissenschaftler wie als Lehrer hat er seinem Land eine reiche Hinterlassenschaft beschert, für die ihm Respekt und Dank gebührt.

*Margit Kohlert*



## Buchempfehlung



### **Kasematten und St. Peter an der Sperr. Schutz und Glaube für Wiener Neustadt**

Geheimnisvolle unterirdische Gänge einer früheren Stadtbefestigung, spätmittelalterliche jüdische Grabsteine, wiederentdeckte Zwingermauern und spannende Funde im Kreuzgang eines Klosters: Die Kasematten und die ehemalige Klosterkirche St. Peter an der Sperr in Wiener Neustadt erzählen eine bewegte Geschichte.

Die zu Verteidigungszwecken errichteten Kasematten gewährten Schutz gegen Bedrohungen von außen und die vielen Klöster der Stadt vermittelten der Bevölkerung Glauben und Zusammenhalt innerhalb der mächtigen Mauern.

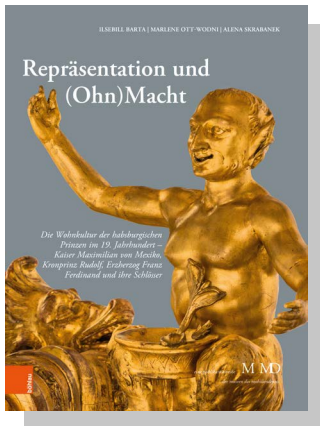
Die Begleitforschung zur umfassenden Restaurierung dieser beiden Bauwerke als Austragungsorte der Niederösterreichischen Landesausstellung 2019 mit dem Titel WELT IN BEWEGUNG wie auch Untersuchungen zur gesamten Befestigungsanlage oder zu den anderen Klosteranlagen der Stadt schufen die Basis für die vorliegende reich illustrierte Publikation. Im Zuge einer detaillierten Beschreibung dieser außergewöhnlichen Denkmäler wird ein breit angelegter Streifzug durch die Geschichte der ehemaligen kaiserlichen Residenzstadt Wiener Neustadt unternommen.

Mit Beiträgen von Peter Aichinger-Rosenberger, Ralph Andraschek-Holzer, Margit Blümel-Keller, Ernst Bruckmüller, Günther Buchinger, Hermann Fuchsberger, Nadine Geigenberger, Petra Göstl, Ralf Gröninger, Martin Grüneis, Andrea Hackel, Markus Jaitler, Nina Kallina, Martha Keil, Eveline Klein, Renate Kohn, Susanne Leiner, Edgar Mandl, Johannes Paar, Franz Piribauer, Patrick Schicht, Christoph Schmidt-Ginzkey, Sabine Schmitner, Klaus Schneeberger, Doris Schön, Peter Übersberger, Katja Unterguggenberger, Judith Wiesbauer-Klieber, Ronald Woldron.

Kasematten und St. Peter an der Sperr. Schutz und Glaube für Wiener Neustadt  
ISBN: 978-3-99028-837-5  
26 x 22 cm, 304 Seiten, vierfärbig, Hardcover

Sonderpreis nur für Abonnenten der NÖ Denkmalpflegebroschüre € 25,00 (statt € 29,00, per Erlagschein, inkl. Versandkosten)  
Bestellung per E-Mail: [denkmalpflege@noel.gv.at](mailto:denkmalpflege@noel.gv.at) (unter Angabe der Liefer- und Rechnungsadresse) oder per Tel: 0043 (0)2742 9005 DW 17010

## Buchempfehlungen



**Ilsebill Barta, Marlene Ott-Wodni, Alena Skrabanek**  
Repräsentation und (Ohn)Macht.  
Die Wohnkultur der habsburgischen Prinzen im 19. Jahrhundert – Kaiser Maximilian von Mexiko, Kronprinz Rudolf, Erzherzog Franz Ferdinand und ihre Schlösser  
ISBN 978-3-205-20035-2  
750 Seiten, 672 Abb., € 88 (eBook € 72,-)

Band 38 der Publikationsreihe der Museen des Mobiliendepots

Die Publikation untersucht die Residenzen und Jagdsitze dreier Habsburger und widmet sich erstmals im

Detail deren spezifischer Bau- und Ausstattungsgeschichte. Trotz unterschiedlicher Lebenswelten und politischer Ansichten verband Kaiser Maximilian von Mexiko, Kronprinz Rudolf und Erzherzog Franz Ferdinand die Liebe zur Architektur. Alle drei waren engagierte Bauherren, Schlossausstatter und passionierte Sammler. Geografisch sind ihre Schlösser in Österreich, Tschechien, Italien und Kroatien situiert; die Spuren der Bautätigkeit Maximilians führen bis nach Mexiko. Der gesteigerte Hang zur Repräsentation kann auch als Kompensation für die machtlose Stellung der Prinzen bei Hofe gesehen werden.



**Patrick Schicht**  
Die Burg von Wiener Neustadt.  
Architektur und Geschichte  
ISBN 978-3-99024-788-4  
204 Seiten, € 26,90

Das monumentale Wahrzeichen der zweitgrößten Stadt Niederösterreichs stand über Jahrhunderte im Brennpunkt europäischer Geschichte. Als militärische Zitadelle und Grenzmarkierung der Babenberger Landesfürsten errichtet, wurde sie von mehreren Habsburgern als Residenz ausgebaut, unter Kaiser Friedrich III. bildete sie den politischen Mittelpunkt des Heiligen Römischen Reichs. Trotz starker

Zerstörung im 2. Weltkrieg sind die Baulichkeiten bemerkenswert gut erhalten.

Der Autor nimmt erstmals eine chronologische Zuordnung der einzelnen Bauphasen zu bestimmten Herrschern vor. Das Ergebnis zeigt eine international einzigartige Residenz, die programmatisch spektakuläre Architektur mit kunstreicher Ausstattung verband. Der reich illustrierte Band erläutert mit einzelnen Bauphasenplänen und Rekonstruktionen anschaulich die Entwicklung von der Babenberger-Burg bis zur heutigen Militärakademie.

# NÖ Landesausstellung

Wiener Neustadt 30.3.-10.11.2019



WELT

IN BEWEGUNG!

STADT.GESCHICHTE.MOBILITÄT.

[noe-landesausstellung.at](http://noe-landesausstellung.at)



## Ausstellungsempfehlung



Mit den Händen schauen, mit den Augen begreifen – bis 3. November präsentiert sich die Schallaburg als kulturhistorische Schatztruhe, gefüllt mit handwerklichen Kostbarkeiten. Einmalige Meisterwerke, interaktive Stationen und die Handwerksstatt machen die Schallaburg zu einem Erlebnis, das in Erinnerung bleibt!

### Wunderwerkzeug Hand

Tasten, fühlen, formen – mit unseren Händen begreifen wir die Welt und erschaffen Neues. In der Ausstellung „Der Hände Werk“ lässt sich mit allen Sinnen erleben, dass eine moderne Welt ohne altes und neues Handwerk, ohne die Geschicklichkeit unserer Hände nie denkbar wäre.

Aktuelle Meisterporträts, erfindarisches Werkzeug und erlesene Handarbeiten laden zu einer spannenden handwerklichen Entdeckungstour. Einzigartige Meisterstücke lassen dabei in die Seele eines Handwerks blicken. Wie viel Wissen steckt in einer Geldbörse? Was hat es mit einer Seidenstrickerei Marie Antoinettes auf sich?

Tipp: Jedes 1. Wochenende im Monat laden Handwerker und Handwerkerinnen zum Mitarbeiten ein! Vom Papierschöpfen übers Fotografieren bis zum 3D-Druck – jede Handwerksstatt steht unter einem anderen Motto.

„Der Hände Werk“

16. März bis 3. November

Mo. bis Fr., 9 bis 17 Uhr

Sa., So. und Feiertag 9 bis 18 Uhr

Kontakt & Information

Schallaburg

3382 Schallaburg 1

[www.schallaburg.at](http://www.schallaburg.at)



### Tag des Denkmals 2019

Sonntag, 29. September 2019

Auch heuer wieder veranstalten österreichweit viele Denkmaleigentümer gemeinsam mit dem Bundesdenkmalamt den Tag des Denkmals. Ziel der Veranstaltung ist es, die Bedeutung

des Kulturerbes für die Gesellschaft und Wirtschaft aufzuzeigen und die Rolle jedes Einzelnen in der Erhaltung, im Schutz und in der Zugänglichkeit bewusst zu machen.

In ganz Österreich finden zum heurigen Motto „Kaiser, Könige und Philosophen“ Veranstaltungen statt, die kostenlos besucht werden können. Mehr als 20 Veranstaltungsorte in Niederösterreich bieten ein vielfältiges Programm mit mehreren Führungen durch kirchliche und profane Denkmale. Viele Klöster öffnen ihre Pforten, Schlösser, archäologische Stätten und private Wohnhäuser werden an diesem Sonntag interessierte Besucher empfangen. Ein spezielles Programm in der Kartause Mauerbach

wird Einblicke in das vielfältige Aufgabenfeld der Denkmalpflege erlauben. Der Bogen der Veranstaltungsorte spannt sich vom Schneeberg über das Industrieviertel, das Marchfeld, das Wein-, Wald- und Mostviertel bis in die Wachau.

Für das gesamte Programm informieren Sie sich bitte auf der Webseite [www.tagdesdenkmals.at](http://www.tagdesdenkmals.at). Darüber hinaus wird das vollständige Programm auch gedruckt ab Juli erhältlich sein.

Seien Sie auch heuer wieder dabei, wenn Österreich am letzten Sonntag im September sein kulturelles Erbe feiert!



Die Landesgalerie Niederösterreich setzt am Tor zur Welterbestätte Wachau ein starkes Signal für die bildende Kunst in Österreich. Eingebettet in die Kunstmeile Krems steht das Haus für ein modernes, internationales Niederösterreich, dem ein wichtiger Anteil am europäischen Kunstgeschehen zukommt. Ins Auge sticht die dynamische Form des Gebäudes der Architekten Bernhard und Stefan Marte, ein sich in die Höhe schraubender Monolith, der sich vom historischen Stadtkern zur Donau streckt. Auf fünf Ebenen stehen 3.000 m<sup>2</sup> Ausstellungsfläche zur Verfügung.

Das Ausstellungsprogramm setzt die Bestände der Landessammlungen Niederösterreich mit wichtigen Privatsammlungen – darunter etwa jene von Ernst Ploil und Helmut Zambo – in Beziehung. In den

ersten Jahren stehen drei zentrale Themen im Mittelpunkt: die Landschaft, der Mensch und das Sammeln. Die Ausstellungen erklären die Welt von heute. Gezeigt werden viele Werke, die in der unmittelbaren Umgebung des Museums entstanden sind.

Die Schau *Sehnsuchtsräume. Berührte Natur und besetzte Landschaften* untersucht, wie der Mensch Natur wahrnimmt, konditioniert und zu seinem Sehnsuchtsort werden lässt. In der Ausstellung *„Ich bin alles zugleich“ – Selbstdarstellung von Schiele bis heute* treffen künstlerische Selbstdarstellungen vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart aufeinander. Die Ausstellung *Franz Hauer. Selfmademan und Kunstsammler der Gegenwart* rekonstruiert die außergewöhnliche Kunstsammlung des Niederösterreichers Franz Hauer, der zahlreiche Hauptwerke von Egon Schiele, Oskar Kokoschka oder Albin Egger-Lienz sein Eigen nennen durfte.

Inhaltlich an diese Themenausstellungen knüpfen Einzelpräsentationen von Renate Bertlmann

LANDESGALERIE  
NIEDERÖSTERREICH

STATE GALLERY OF  
LOWER AUSTRIA



und Heinz Cibulka an. Die Biennale-Künstlerin und österreichische Staatspreisträgerin Bertlmann zeigt in der Landesgalerie Niederösterreich mit *Hier ruht meine Zärtlichkeit* ihre erste Museumseinzelausstellung. Der in Niederösterreich lebende Cibulka sucht unter dem Titel *„bin ich schon ein bild?“* nach dem poetischen Potenzial des „Normalen“ und „Zufälligen“.

#### Landesgalerie Niederösterreich

Museumsplatz 1  
3500 Krems an der Donau  
T: +43 2732 908010  
E: office@kunstmeile.at  
lgnoe.at

#### Öffnungszeiten

Sommer (bis 03.11.2019):  
Di–So 10.00–18.00 Uhr  
montags wenn Feiertag

Winter (04.11.2019 bis Feb.  
2020):

Di–So 10.00–17.00 Uhr  
montags wenn Feiertag  
geschlossen am 24.12., 25.12.  
und 01.01.

## Literaturhinweise

**Ralph Andraschek-Holzer**, Topographische Ansichten und Wahrnehmungsgeschichte: eine Erkundung. St. Pölten 2011 (= Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 51)

**Armand Baeriswyl**, Wo ist die Höhe Null? Über die angebliche Grenze zwischen Bauforschung und Bodenarchäologie, In: Dirk Schumann (Hg.), Bauforschung und Archäologie, Stadt- und Siedlungsentwicklung im Spiegel der Baustrukturen. Berlin 2000, S. 21–31

**Konrad Bedal**: Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur. Bad Windsheim 1993

**Joachim Eibach, Inken Schmidt-Voges (Hg.)**, Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch. Berlin 2015

**Karin Czaja, Gabriela Signori (Hg.)**, Häuser, Namen, Identitäten, Beiträge zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtgeschichte. Konstanz 2009

**Gerhard Fouquet**, „Annäherungen“: Große Städte – Kleine Häuser. Wohnen und Lebensformen der Menschen im ausgehenden Mittelalter (ca. 1470–1600), in: Ulf Dirlmeier (Hg.), Geschichte des Wohnens. Bd. 2: 500–1800. Hausen, Wohnen, Residieren. Stuttgart 1998, S. 347–501

**Johann Kräftner**, Bürgerhäuser. Ensembles, Einzelbauten und Details in Österreich und den angrenzenden Gebieten seiner Nachbarländer. Wien/München 1984

---

## Abbildungsnachweise

Titelbild: Aquarell, Karl Springenschmidt, Unterer Stadtplatz in Waidhofen an der Ybbs, Richtung Buchenberg, um 1800, © Musealverein Waidhofen an der Ybbs

Rückseite: Wiener Neustadt, Wiener Straße 19, spätgotisches Bürgerhaus, Fassadenmitte akzentuiert durch zweiachsigen Mittelerker mit aufwändigem skulpturalem Dekor, durch die Bombenangriffe im 2. Weltkrieg weitestgehend zerstört, Foto 1920er Jahre © Archiv Kräftner

S. 4/5 © Archiv Kräftner  
S. 6–14 © Archiv Kräftner  
S. 15 © Martin Gerlach, Ansichten von alten heimatlichen Bauformen, Land- und Bauernhäusern, Höfen, Gärten, Wohnräumen, Hausrat etc., Die Quelle VI, 1904, 2., verm. u. verb. Aufl. 1911

S. 16–18 © Archiv Kräftner  
S. 19–22 © NÖ Landesbibliothek  
S. 22 unten © NÖ Landesbibliothek nach Orig. in Privatbesitz  
S. 23 © Wikimedia Herzi Pinki CC BY-SA 3.0 at  
S. 24 © Bundesdenkmalamt  
S. 25 © Wikimedia BSonne CC BY-SA 3.0  
S. 26 © Amt der NÖ Landesregierung  
S. 27 aufliegend in: St. Pölten, Bau- und Anlagenbehörde, Archiv  
S. 28–32 © Bundesdenkmalamt  
S. 33 links © Stiftsbibliothek St. Florian, Foto: Peter Böttcher, Institut für Realienkunde der Universität Salzburg, rechts © Archiv Kräftner  
S. 34 © Bundesdenkmalamt  
S. 35 © Ralf Gröninger  
S. 36–37 © Bundesdenkmalamt  
S. 38 © Foto: AS – Archäologie Service  
S. 39 © Bundesdenkmalamt

S. 40 oben © Foto: ASINOE, unten © Foto: NOVETUS  
S. 41–43 © Bundesdenkmalamt  
S. 44–45 © Richard Messner  
S. 46–49 © Liviu Gligor  
S. 50 unten © Amt der NÖ Landesregierung, rechts © Peter Ledolter  
S. 51–53 © Bundesdenkmalamt  
S. 54 © Martin Obenaus, SILVA NORTICA, Archäologische Dienstleistungen  
S. 55 © Bundesdenkmalamt  
S. 56 © Stadtarchiv Klosterneuburg  
S. 59 © Schallaburg Kulturbetriebsges.m.b.H., Perndl+Co  
S. 60 oben © Schallaburg Kulturbetriebsges.m.b.H., Foto: © Klaus Pichler, Grafik Perndl+Co, unten © Bundesdenkmalamt  
S. 61 © Landesgalerie Niederösterreich in Krems, Foto: Faruk Pinjo



Bisher sind erschienen:

- Band 1 Stift Dürnstein  
2 Kleindenkmäler \*  
3 Wachau \*  
4 Industriedenkmäler \*  
5 Gärten \*  
6 Handwerk \*  
7 Rückblicke – Ausblicke  
8 Sommerfrische \*  
9 Denkmal im Ortsbild \*  
10 Verkehrsbauten \*  
11 Elementares und Anonymes \*  
12 Burgen und Ruinen \*  
13 Kulturstraßen \*  
14 Zur Restaurierung 1. Teil \*  
15 50 Jahre danach \*  
16 Zur Restaurierung 2. Teil \*  
17 10 Jahre Denkmalpflege in Niederösterreich  
18 Zur Restaurierung 3. Teil \*  
19 Umbauten, Zubauten \*  
20 Leben im Denkmal  
21 Speicher, Schürtkästen \*  
22 Der Wienerwald \*  
23 Die Via Sacra \*  
24 Blick über die Grenzen  
25 Die Bucklige Welt  
26 Die Wachau,  
UNESCO Weltkultur- und Naturerbe  
27 Südliches Waldviertel  
28 Most- und Eisenstraße  
29 Semmering, UNESCO Weltkulturerbe  
30 St. Pölten, Landeshauptstadt und Zentralraum  
31 Waldviertel  
32 Archäologie  
33 Weinviertel  
34 Gemälde  
35 Holz  
36 Menschen und Denkmale  
37 Stein  
38 Wallfahren  
39 Lehm und Ziegel  
40 Klangdenkmale – Orgeln und Glocken  
41 Glas – Baustoff und Kunstwerk  
42 Friedhof und Denkmal  
43 Beton  
44 Maria Taferl  
45 Carnuntum und Limes  
46 Vom Wert alter Gebäude  
47 Textilien  
48 Museumsdörfer  
49 Papier und Bücher  
50 Kulturlandschaft  
51 Film und Fotografie  
52 Theater und Kinos  
53 Licht  
54 Denkmale und Mahnmale  
55 Farbe  
56 Bade- und Kuranstalten  
57 Einfach. Erhaltenswert  
58 Gemeinsames Erbe Europa  
59 Stift Göttweig. Gut bedacht.

Die mit \* versehenen Titel sind bereits vergriffen.  
Kein Nachdruck vorgesehen!

## Nachbestellung, Bezug

Wenn Sie die Broschüre der Reihe „Denkmalpflege in Niederösterreich“ noch nicht regelmäßig erhalten haben und die kostenlose Zusendung wünschen, senden Sie uns die Antwortkarte ausgefüllt zu. Verwenden Sie diese auch für allfällige Mitteilungen, Anregungen und Adressänderungen. Schreiben Sie bitte an:

**Landeshauptfrau Mag.<sup>a</sup> Johanna Mikl-Leitner,  
Landhausplatz 1, 3109 St. Pölten**

oder senden Sie uns ein E-Mail an [noe-denkmalpflege@noel.gv.at](mailto:noe-denkmalpflege@noel.gv.at)  
bzw. senden Sie uns ein Fax unter 02742/9005-13029.

### Hinweis

Vergriffene Broschüren können im Internet heruntergeladen werden  
unter: [http://www.noe.gv.at/Kultur-Freizeit/Kunst-Kultur/  
Publikationen/pub\\_denkmalpflegebroschuere.html](http://www.noe.gv.at/Kultur-Freizeit/Kunst-Kultur/Publikationen/pub_denkmalpflegebroschuere.html)

Auf Wunsch können Ihnen alle verfügbaren Broschüren zugeschickt werden.



*Bitte  
ausreichend  
frankieren*

An Frau  
Landeshauptfrau  
Mag.<sup>a</sup> Johanna Mikl-Leitner  
Landhausplatz 1  
3109 St. Pölten

Ich habe die Broschüre „Denkmalpflege in Niederösterreich“ noch nicht erhalten und möchte diese in Zukunft kostenlos und ohne jede Verpflichtung zugesandt bekommen.

*Absender  
bitte in Blockbuchstaben*

*Telefon*

## Autoren von Band 60

**Mag. Dr. Ralph Andraschek-Holzer**  
St. Pölten, Niederösterreichische  
Landesbibliothek

**Arch. Prof. Dr. Liviu Gligor**  
Sibiu (Hermannstadt)

**Mag. Martina Hinterwallner**  
Krems, Bundesdenkmalamt, Abteilung für  
Niederösterreich, Archäologie NÖ

**Ulrich Klein**  
Marburg/Lahn, Freies Institut für  
Bauforschung und Dokumentation e.V.  
(IBD)

**HR Mag. Ing. Margit Kohlert**  
Krems, Bundesdenkmalamt,  
Abteilung für Niederösterreich

**Dr. Johann Kräftner**  
Wien, LIECHTENSTEIN.  
The Princely Collections

**Mag. Dr. Martin Krenn**  
Krems, Bundesdenkmalamt, Abteilung für  
Niederösterreich, Archäologie NÖ

**Arch. DI Richard Messner**  
Wien, lottersberger messner architekten

**Ao. Univ.Prof. Mag. Dr. Martin Scheutz,**  
**MAS**  
Wien, Universität, Institut für  
Geschichte/Institut für österreichische  
Geschichtsforschung

**Dipl.-Ing. DDr. Patrick Schicht**  
Krems, Bundesdenkmalamt,  
Abteilung für Niederösterreich

**Dipl.-Rest. Mag. Christoph Tinzl**  
Krems, Bundesdenkmalamt,  
Abteilung für Niederösterreich

## Rechte und Haftung

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlegers reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Sämtliche Angaben in diesem Werk erfolgen trotz sorgfältiger Bearbeitung ohne Gewähr; eine Haftung der Autoren, des Herausgebers und des Verlegers ist ausgeschlossen.

© 2019 Land Niederösterreich, St. Pölten

## Impressum

**Herausgeber und Verleger**  
Amt der NÖ Landesregierung  
Abteilung Kunst und Kultur  
Leiter: HR Mag. Hermann Dikowitsch  
Landhausplatz 1, 3109 St. Pölten

**Broschürenbestellung**  
noe-denkmalfpflege@noel.gv.at  
Tel. 02742/9005-17010  
Fax. 02742/9005-13029

**Redaktionskomitee**  
Hermann Dikowitsch  
Hermann Fuchsberger  
Petra Göstl  
Martin Grüneis  
Nina Kallina  
Margit Kohlert  
Else Rieger  
Christina Schaaf-Fundneider  
Patrick Schicht  
Alexandre P. Tischer

**Koordination**  
Petra Göstl  
Nina Kallina

**Lektorat**  
Else Rieger

**Layout**  
David M Peters

**Hersteller**  
Druckerei Berger, Horn

**Linie**  
Informationen über denkmalpflegerische Vorhaben im Land Niederösterreich, in Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt, Landeskonservatorat für Niederösterreich. Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers darstellen.



Das Österreichische Umweltzeichen für Druckerzeugnisse, UZ 24, UW 686  
Ferdinand Berger & Söhne GmbH.





**B D A**



*Mitteilungen aus Niederösterreich Nr. 3/2019*  
*Österreichische Post AG*  
*MZ02Z032683M*  
*Amt der NÖ Landesregierung*  
*Landhausplatz 1, 3109 St. Pölten*